



2 | 2016
45. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Ein Schlüsselwerk der Postmoderne:
die Stuttgarter Staatsgalerie.
Foto: RPS-LAD, Iris Geiger-Messner

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDES DENKMALPFLEGE

2/2016 45. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann
Redaktionsausschuss:
Dr. Andrea Bräuning, Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dörthe Jakobs, Daniel Keller, Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 26 700



Das für diese Zeitschrift verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 81 Editorial
- 82 Projekt Youngtimer
Denkmalwerte der 1980er Jahre – eine Annäherung
Martin Hahn/Clemens Kieser/Melanie Mertens
- 90 Lusthausruine im Stuttgarter Schlossgarten
Das Schicksal eines besonderen Denkmals
Nikolai Ziegler/Ulrike Plate/Thomas Kreißl/Albert Kieferle
- 97 Das Grabmal des Grafen Ludwig von Löwenstein-Wertheim und seiner Frau Anna in der Stiftskirche zu Wertheim
Die kultur- und kunsthistorische Bedeutung des Grabmals
Judith Breuer
- 104 Nach Einsturzgefahr wieder dauerhaft konserviert: die Wertheimer „Bettlade“
Dokumentation, Voruntersuchung und Maßnahmen am Alabasterkunstwerk
Frank Eger/Otto Wölbert
- 110 Die spätbarocken Giebelstuckaturen von Johann Michael Feichtmayr dem Jüngeren am Corps de Logis des Bruchsaler Schlosses
Zur Restaurierung eines Fassadenstücks aus dem 18. Jahrhundert
Wilhelm Glaser
- 116 Aus der Technikgeschichte des 19. Jahrhunderts
Die Eisenbahnbrücken von Unterreichenbach und Langenargen
Ulrich Boeyng
- 121 Pingen – „Eisenloch“ – Hochofen Relikte der neuzeitlichen Eisenindustrie in Hohenzollern
Birgit Tuchen
- 126 Mit Laserscanner und Dendroböhrer Mörikes „Kugelbahn“ auf der Spur
Eine Kegelbahn des 18. Jahrhunderts in Tübingen
Markus Numberger
- 129 Das Baudenkmal als Quelle für historisches Lernen
Eine Unterrichtseinheit für den gymnasialen Geschichtsunterricht zum Thema „Bauen im Mittelalter“
Karin Läßle
- 135 „Wie ein schwarzer Fleck“ – Gefallenendenkmäler in Stuttgarter Gymnasien
Ein Schülerprojekt am Friedrich-Eugens-Gymnasium Stuttgart
Martina Blaschka/Stefan Wilking
- 139 Rezension
- 139 Mitteilungen
- 143 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich. Des Weiteren liegen eine Beilage der Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg sowie eine Beilage des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg zur Pfahlbauausstellung bei.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

seit dem Bestehen der Denkmalpflege werfen der Erhalt, die Pflege und der Schutz von Denkmälern Fragen auf, die nicht nur im Kreise der Fachwissenschaften diskutiert werden, sondern auch die Öffentlichkeit beschäftigen. Das Ihnen vorliegende Heft der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ legt dafür beredtes Zeugnis ab. So wird am Beispiel der 2014 als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ in das Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragenen Staatsgalerie in Stuttgart, einem Schlüsselwerk der Postmoderne, deutlich, dass die Denkmalpflege von heute dazu beiträgt, das Stadtbild von morgen zu gestalten, indem sie Bauten von gestern für künftige Generationen erhält. Dabei ist auch die Denkmalpflege immer dem gesellschaftlichen Wandel unterworfen und die an Lebensjahren älteren Akteure sind zum Teil in der paradoxen Situation, nun Bauwerke unter Schutz zu stellen, deren Errichtung sie in jungen Jahren vielleicht lieber verhindert hätten. Dies gilt sicher nicht für Gebäude wie die Staatsgalerie in Stuttgart, deren Position im Kanon der Architekturgeschichte spätestens bereits bei ihrer Fertigstellung gesichert war. Unter Rechtfertigungsdruck steht die Denkmalpflege dagegen immer wieder bei der Beurteilung weniger spektakulärer architektonischer Erzeugnisse der Moderne sowie bei technischen oder industriellen Relikten. Gesetzliche Vorgaben und die oben angesprochene Verantwortung für die Denkmale der Zukunft sowie für den Erhalt der Quellen dienen der Denkmalpflege hier als Entscheidungsgrundlagen. Diese im Denkmalschutzgesetz vorgegebenen Prüfungskriterien, die sich in einigen Bereichen oftmals nicht mit den allgemein verbreiteten Vorstellungen einer kritischen Öffentlichkeit von einem Denkmal decken, führen so gelegentlich zu den für den Erhalt einer lebendigen Demokratie unverzichtbaren Kontroversen. In diesen Diskursen zeigt sich, von welcher zentralen Bedeutung für die Menschen Denkmale und insbesondere architektonische Zeugnisse sind. Jenseits aller funktionaler Aspekte und ästhetischer Bewertungen dienen Bauwerke immer auch der Identifikation, der Verortung und Verankerung des Individuums in seiner Lebenswelt. Dies äußert sich unter anderem in den zum Teil leidenschaftlich geführten Diskussionen über den Sinn von Denkmalpflege und Denkmalschutz und mündet erfreulicherweise oft im bürgerschaftlichen Engagement für die Kulturdenkmale. Beispielhaft hierfür ist die Geschichte der Lusthausruine im Stuttgarter Schlossgarten, deren Erhalt mehrfach zur Disposition stand und bei der die Intervention der



Öffentlichkeit jedes Mal Verfall und Abriss abwenden konnte. Das ehemalige Neue Lusthaus, nach langjähriger Nutzung umgebaut, eingebaut, seine Ruine transloziert, weiter verfallen und im Rahmen eines großen Restaurierungsprojekts des Landesamtes für Denkmalpflege im Auftrag des Eigentümers, des Landes Baden-Württemberg, der Nachwelt erhalten, kann als Kulturdenkmal sogar exemplarisch für die Geschichte der Denkmalpflege der letzten 300 Jahre stehen.

Ein anderes Beispiel bürgerschaftlichen Engagements, zu unserer Freude sehr junger Bürger, ist das ebenfalls im Heft vorgestellte Schülerprojekt, in dem die Gefallenendenkmäler in Gymnasien der Landeshauptstadt erfasst wurden. Die am Projekt beteiligten Schülerinnen und Schüler führen uns dabei eindrucksvoll vor Augen, dass das Interesse an der Auseinandersetzung mit der Geschichte und damit mit den Geschichtsquellen und deren Erhalt nach wie vor auch bei jungen Menschen vorhanden ist. Zahlreiche ähnliche Projekte für alle Altersstufen finden sich in ganz Baden-Württemberg, unterstützt von der Denkmalpflegepädagogik des Landesamtes für Denkmalpflege und ständig weiterentwickelt, wie der Beitrag „Das Baudenkmal als Quelle für historisches Lernen“ illustriert. Und so werden die eingangs zitierten „künftigen Generationen“ auch ganz konkret: Es sind auch diese Kinder und Jugendlichen, die meisten nach dem Jahr 2000 geboren, für die die Denkmalpflege Bauwerke aus den 1980er und 1990er Jahren jetzt unter Denkmalschutz stellt. Weil die Geschichte eben nicht, wie ein aus anderem Zusammenhang stammender, aber oft zitierter Slogan der Postmoderne behauptet, zu Ende ist, sondern weitergeht und von uns allen fortgeschrieben wird.

Prof. Dr. Claus Wolf
Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege



Projekt Youngtimer Denkmalwerte der 1980er Jahre – eine Annäherung

Bauten der späten 1970er und der 1980er Jahre werden gerne zur „Postmoderne“ gerechnet. Dieser Begriff gilt einer schillernden und schwer zu fassenden Architekturepoche des 20. Jahrhunderts, die das vergangene Jahrtausend beschließt und auch selbst abgeschlossen ist. Gerade weil die jeweils zurückliegende Ära von Zeitgenossen meist kritisch beäugt und wenig honoriert wird, ist es an der Zeit, die bau- und stadtbaugeschichtlich wertvollen und damit denkmalwerten historischen Zeugnisse dieser Jahre zu erkennen, zu erfassen und zu erhalten.

Martin Hahn/Clemens Kieser/Melanie Mertens

Wie bitte? Diese jungen Bauten sollen Denkmale sein? Noch immer ist das Bild der Denkmalpflege vom Schutz des Altehrwürdigen geprägt und das Erstaunen über die „Youngtimer“ in den Denkmallisten entsprechend groß. Dennoch ist es in der Denkmalpflege üblich, sich mit einem zeitlichen Abstand einer Generation mit materiellen Zeugnissen der Zeitgeschichte zu befassen. Angesichts immer kürzerer Lebenszyklen von Gebäuden ist der Blick auf die Bauten der 1980er Jahre auch mit Nachdruck geboten: Erste Modernisierungen stehen an, sogar erste Abbrüche fanden bereits statt. Rechtzeitig vor möglicherweise verfremdenden Erneuerungen sollen der Geist und die Idee dieser Architekturen erschlossen werden, sodass sorgfältig und mit Bedacht mit dem historischen Bestand umgegangen werden kann. Auch für die 1980er Jahre, die kultur- und baupolitisch „fetten Jahre“ der alten Bundesrepublik, muss eine solide Wissensbasis in der Denkmalkunde geschaffen und auch in Öffentlichkeit und Fachwelt für die Wertschätzung der in dieser Epoche geschaffenen Bauwerke geworben werden.

Dekorierte Schuppen?

Wie sieht aber diese Epoche überhaupt aus, die oft mit der „Postmoderne“ gleichgesetzt wird? Schlagwörter und Zitate wie der „dekorierte Schuppen“ (Robert Venturi) oder „learning from Las Vegas“ (Venturi, Brown, Izenour), das „anything goes“ (Paul Feyerabend) oder der Grundsatz des „form follows fiction“ (in Abkehr zum Grundsatz der Moderne „form follows function“) finden sich in Beschreibungen des Phänomens Postmoderne immer wieder. Die Architektur der 1980er Jahre lässt sich aber ebenso wenig in eine Schublade zwän-

gen wie vorausgegangene Architekturepochen. Ihre Ausprägungen (mit frühen Vorläufern und späten Nachzüglern) sind allzu unterschiedlich, vielfältig und pluralistisch. Will man Gemeinsamkeiten oder Typisches finden, dann reicht allein der Blick auf die wieder wertgeschätzte klassische Säule oder das spielerisch verwendete Architekturzitiat nicht aus. Immer ist ein Hauch von Subversivität und Rebellion im Spiel. Eine Haltung, die nun gegen die vermeintlich „vernünftige“ Moderne antritt, die in positivem Optimismus glaubte, die Welt rational fassen zu können. Dennoch ist der Begriff „Postmoderne“, wörtlich „Nach-Moderne“, mit Vorsicht zu genießen, denn auch diese Strömung war Teil der Moderne, die bis heute andauert. Die Postmoderne wollte den Bruch mit der Tradition vollziehen, um uns von der Illusion ästhetischer Verbindlichkeit zu befreien. Diese gelegentlich kritisch-persiflierend aus der Geschichte schöpfende Bewegung ist heute jedoch selbst historisch geworden, das kritische Potenzial hatte sich in ihren ästhetischen Mitteln bald erschöpft, und der verunsicherte Zeitgeist wandte sich wieder realistischen Einstellungen und Formen zu.

Als ein gemeinsamer formaler Nenner dieser oft sehr individuellen Architekturen jener Zeit ist die in der Architekturgeschichte zyklisch wiederkehrende Rückbesinnung auf frühere Baustile zu sehen: Die Postmoderne wird deshalb auch als eine „Architektur der Erinnerung“ bezeichnet. Im Gegensatz zum Historismus des 19. Jahrhunderts setzt die Postmoderne jedoch nicht auf eine Renaissance historischer Baustile, sondern nutzt die Architekturgeschichte als Inspiration, zitiert einzelne Motive, verfremdet sie zum Teil ironisch und komponiert aus ihnen ein individuelles, neues Ganzes, wobei die Funktionalität des Bauwerks nicht

an oberster Stelle steht. Die Fassade – in der Moderne noch stark der Funktion folgend und in den 1980er Jahren als „less is bore“ (Venturi) anstatt „less is more“ verunglimpft – wird (wieder) zur Dekorations- und Bedeutungsebene für das Objekt. Der „Schuppen wird dekoriert“, wie Robert Venturi es selbstkritisch nennt.

Ein Schlüsselwerk der Postmoderne: die Stuttgarter Staatsgalerie

Als Marksteine postmodernen Bauens in Deutschland gelten das Städtische Museum Abteiberg in Mönchengladbach von Hans Hollein von 1982 oder Helmut Jahns Messeturm in Frankfurt am Main von 1991 sowie die Bauten der Internationalen Bauausstellung IBA in Berlin von 1984. Baden-Württemberg darf sich in dieser Aufzählung glücklich schätzen, mit der Neuen Staatsgalerie in Stuttgart eines der Schlüsselwerke dieser Architekturepoche zu besitzen (Abb. 1–3). Als Erweiterungsbau der Alten Staatsgalerie aus dem 19. Jahrhundert wurde das wegweisende Museum von den englischen Architekten James Stirling und Michael Wilford and Associates 1979 bis 1984 geschaffen. Die an die Alte Staatsgalerie angelehnte Dreiflügelanlage nimmt mit Rotunde und Skulpturenhof, der streifenartigen Verkleidung in Sandstein und ortstypischem Travertin, der inneren Raumaufteilung durch klassisch gereimte Raumfluchten und den Oberlichtsälen mit antikisierenden Portalen viele Zitate aus der Architekturgegeschichte auf. Dieses spielerische, durchaus ironische Zitieren, Kollagieren und Konfrontieren historischer Formen erzeugt dennoch ein überzeugendes Ganzes. An geistreichen Details wie den scheinbar zufällig aus der Mauer gefallen großen Steinquadern am Sockelgeschoss – vollendet inszenierte Lüftungsöffnungen der dahinterliegenden Tiefgarage und dabei eine gewitzte Anspielung auf den Ruinenkult der Aufklärung – offenbart sich der Geist der postmodernen Architektur. Charakteristisch ist die freie Komposition der aus der Geschichte entlehnten Formen und Strukturen in spannungsreichem Kontrast mit

„modernen“ Bauteilen wie den grellfarbigen Stahlgerüsten der Glasfassade, der Eingänge und der „tubes“ (Geländer) im Außenbereich sowie dem berühmten grünen Noppenboden „Nora“ im Inneren zu einem neuen Ganzen. Als „Schlüsselbauwerk (nicht nur der Postmoderne)“ (Amber Sayah) und auch als „Fanal der Postmoderne“ (Wolfgang Peht) wurde die Neue Staatsgalerie prominent gewürdigt.

Das sensible Einfügen in die Topografie und die städtebauliche Integration in die Kulturmeile machen die Neue Staatsgalerie darüber hinaus zu einem Wendepunkt in der Stuttgarter Stadtbaugeschichte, sie definiert dabei neue Stadträume.

Mit den Erweiterungen der Staatlichen Hochschule für Musik und darstellende Kunst 1992 bis 1996 und dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg 1999 bis 2001 wurde ein Gesamtkunstwerk der postmodernen Architektur und Stadtplanung geschaffen, das die zeittypischen Ideen von zeichenhaften und figürlichen Architekturlandschaften Gestalt werden lässt, wie sie für das Schaffen des Architekten James Stirling kennzeichnend sind. Besonders imposant zeigt sich diese collagenhafte Architektur im sprichwörtlichen Gegenüber von „bottle“ und „cork“ (Rotunde der Staatsgalerie und Turm der Hochschule). Das Gesamtkunstwerk dokumentiert aber gerade in seiner einheitlichen, nahezu bruchlosen Gestaltung über diesen sehr langen Zeitraum ein außergewöhnlich konstantes Festhalten an einer städtebaulichen Grundidee, ein Bekenntnis zur sukzessiven Vervollständigung eines städtebaulichen Ensembles. Im dadurch heute entstandenen, „einheitlich“ wirkenden Ge-



1 Stuttgart, Neue Staatsgalerie, Abluftrohre.



2 Stuttgart, Neue Staatsgalerie, Terrasse und Foyer.



3 Stuttgart, Kulturmeile, Neue Staatsgalerie und Turm der Staatlichen Hochschule für Musik und darstellende Kunst.

samtbild mit seinen Achsen und Freiräumen, seinen Parallelitäten und Kontrapunkten ist die Kulturmeile Stuttgart ein bedeutendes, häufig reflektiertes und in dieser konsequenten Umsetzung einzigartiges Dokument der Bau- und Stadtbaugeschichte Baden-Württembergs und auch im internationalen Maßstab (Abb. 3).

Kulturboom der 1980er Jahre

Nach der Staatsgalerie als fulminantem Auftakt folgten in den 1980er Jahren eine ganze Reihe weiterer Kulturbauten in Baden-Württemberg. Im Museums- und Galeriebau hat die postmoderne Architektur sicher zu ihrer reichsten motivischen Gestaltung gefunden. Die Bauaufgabe bietet sich dafür an, Architektur als Kunstform herauszustellen bis hin zur Ausgestaltung der Bauwerke als eigene Kunstwerke. Mit dem Landesmuseum für Technik und Arbeit (1985–1990) nach Plänen der Berliner Architektin Ingeborg Kuhler entstand in Mannheim ein langgestreckter heller Bau in der

Anmutung einer Industrie- oder Schiffsarchitektur, der im Inneren durch eine ausgeklügelte Besucherführung in Form einer Raum-Zeit-Spirale gekennzeichnet ist. In Kornwestheim und Sindelfingen wurden zwei anspruchsvolle Bauten für die Kunst durch den Berliner Architekten Josef Paul Kleihues verwirklicht, die auch anschauliche Dokumente der Suburbanisierung der Stuttgarter Region sind, in der aufstrebende Kommunen im wohlhabenden Speckgürtel der Landeshauptstadt ihrer ambitionierten Kulturpolitik selbstbewusst baulichen Ausdruck geben (Abb. 4).

Rathaus(t)räume der 1980er Jahre

Dies gilt auch für das Neue Rathaus in Fellbach, das als öffentlicher Verwaltungsbau einen architektonischen Meilenstein des 20. Jahrhunderts in Baden-Württemberg darstellt (Abb. 5). Das Werk des Züricher Architekten Ernst Gisel, 1986 vollendet, wurde als ein „ziemlich perfektes Stück Architektur und Stadtbaukunst“ gewürdigt (Christian Mar-

4 Sindelfingen, Galerie der Stadt mit altem Rathaus und neuem Oktogon.

5 Fellbach, Neues Rathaus, Innenhof.



quart). Es distanziert sich von den stärker funktional orientierten, oftmals maßstabssprengenden Rathaushochhäusern der 1960/70er Jahre und zeigt deutlich die neuen städtebaulichen und architektonischen Leitbilder der 1980er Jahre: den wiederentdeckten Bezug zum Ort, die adäquate Antwort auf das Vorgefundene, die erzählende Architektursprache. In seiner gemäßigten Bauhöhe, seiner geschickten Durchwegung und im „Nicht-Gebauten“, den Freiräumen, ist es formales und funktionales Bindeglied zwischen dem altem Dorf und der neuen Stadt Fellbach. Gisel hat nicht nur einen klassischen Bau für das Verwaltungshandeln mit sprechender Grundrissorganisation geschaffen, sondern auch einen stadträumlich hochwertigen und funktionierenden Ort der bürgerschaftlichen Begegnung. Im Einzelnen wird in der Architektur des Fellbacher Rathauses vor allem das Motto einer Qualität vor Quantität und eines Modernen aber nicht Modischen anschaulich, auch wenn ein Hauch zeitgenössischer norditalienischer Anmutung fühlbar ist. Mit Schweizer Solidität geplant und gebaut, ist bis heute nahezu alles im Fellbacher Rathaus erhalten und wertgeschätzt, von der Möblierung bis zum Lichtschalter.

Neues Bauen in der alten Stadt

Der historische Kontext – prominent und öffentlichkeitswirksam im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 mit dem Motto „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ in die Architekturdebatte geworfen – wird in der Folge wichtiger Parameter von öffentlichen und privaten Bauaufgaben. Der Kurswechsel zur erhaltenden Erneuerung in der Stadt-sanierung, das „neue Bauen in der alten Stadt“ oder auch die Stadtreparatur spiegeln die Themenfelder des postmodernen Bauens der 1980er Jahre wider, das sich ausdrücklich auch auf den individuellen Ort bezieht. In dieser Epoche sind nicht nur beachtenswerte Architekturdokumente auf der grünen Wiese entstanden, sondern auch Projekte in historischem Kontext.

Im äußerst sensiblen Umfeld der Gelbinger Vorstadt, einem Teil des geschlossen erhaltenen Stadtkerns der ehemaligen Reichsstadt (Schwäbisch) Hall, wurde 1977 bis 1981 direkt an der Stadtmauer das neue Landratsamt vom Münchener Architekturbüro Fred Angerer und Partner erbaut (Abb. 6). In manchen Architekturdetails noch der Nachkriegsmoderne verpflichtet, stellt Angerers Bau in seiner städtebaulichen Komposition, mit vielfach gegliederten Baukörpern, gestaffelten Satteldächern und einer modern interpretierten „Stadtmauer“ einen wichtigen Beitrag für das neue Bauen in der alten Stadt dar.

In gleicher Riege ist das Esslinger Behördenzentrum zu nennen, das 1983 bis 1987 unmittelbar



6 Schwäbisch Hall, Landratsamt in der Gelbinger Vorstadt.

am westlichen Rand des historischen Stadtkerns nach den Plänen des Münchener Architekten Alexander von Branca entstand (Abb. 7). Bei diesem umfangreichen Gebäudekomplex verteilt und gliedert von Branca – ähnlich wie beim 1979 errichteten Würzburger Warenhaus Hertie in gleichermaßen sensibler innerstädtischer Lage – die großen Baumassen meisterhaft, zitiert historische Elemente der Esslinger Altstadtarchitektur wie Geschossvorstöße, Sprossenfenster sowie ruhige Dachflächen und inszeniert mit der Blickachse zum Turm der Frauenkirche neue Stadträume.

Erhalten und Erneuern

Während Rob Kriers Pläne zu einer Stadtreparatur der Stuttgarter Innenstadt als Alternative zur Flächensanierung von 1973/74 noch unerfüllt blieben, wurde im Zuge der 1977 begonnenen Sanierung des Stuttgarter Bohnenviertels, die Modellcharakter in Baden-Württemberg besaß, ein Paradigmenwechsel in der Stadtplanung eingelei-

7 Esslingen a. N., Behördenzentrum in der Altstadt.





8 Stuttgart, Town Houses
im Bohnenviertel.

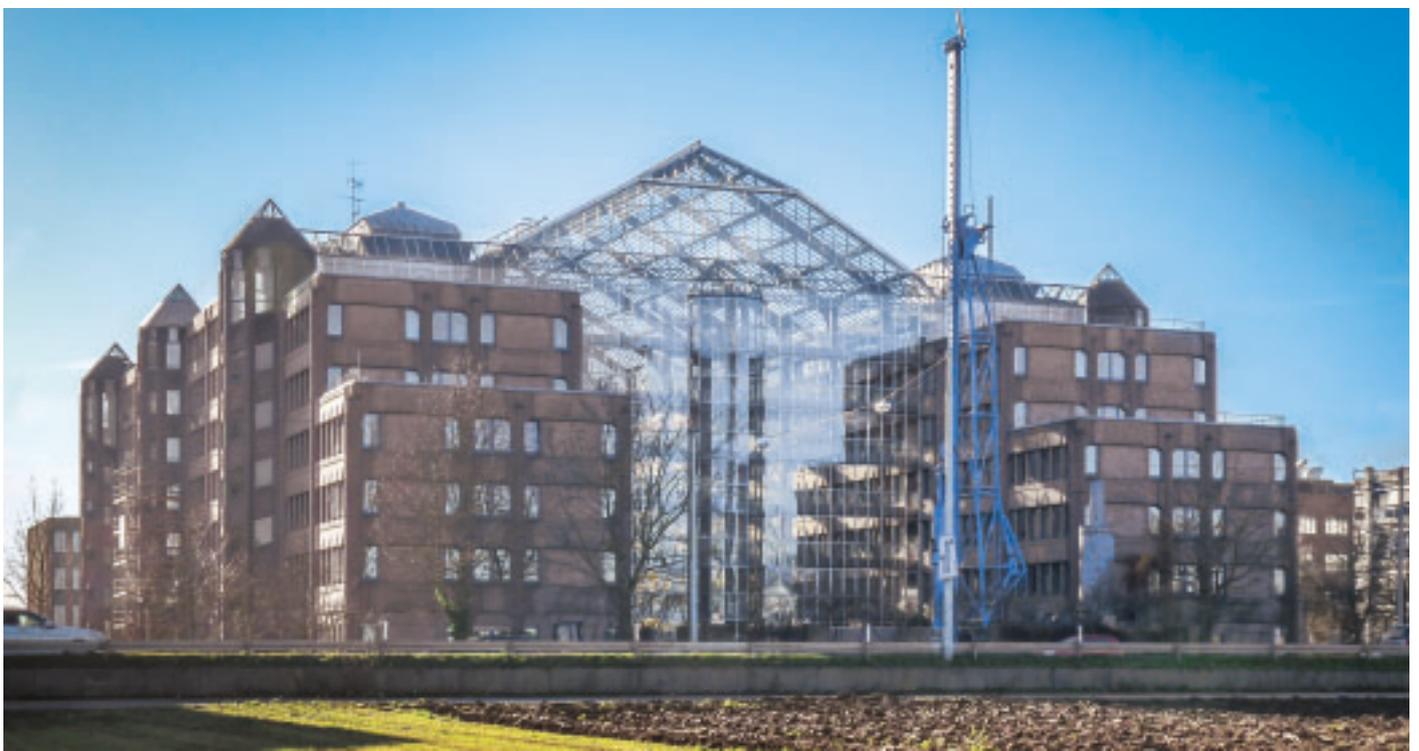
tet. Statt eines Flächenabbruchs und des Neubaus eines technischen Rathauses wurden nun zahlreiche Altbauten der alten Vorstadt saniert, Neues kam maßstäblich hinzu. So entstand beispielsweise 1980 bis 1982 nach den Plänen der britischen Architekten John Darbourne und Geoffrey Dark und des deutschen Architekten Ulfert Weber eine bemerkenswerte Wohnanlage im Stil englischer „town houses“ mit einer eigenständigen Rezeption historischer Bauformen und mit unerwartet hoher Freiraumqualität (Abb. 8).

Etwa zeitgleich, nur wenige hundert Meter entfernt, wurde ein bemerkenswertes Bauwerk in unmittelbarem Kontakt zu denkmalgeschützten Altbauten realisiert: Hans Kammerer und Walter Belz entdeckten die Passage wieder. Als erstes Beispiel in Deutschland für die Wiederaufnahme des im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Bautypus der tonnengewölbten Geschäftspassage wie zum Beispiel in Paris, Brüssel und Mailand steht die Calwer-

9 Stuttgart-Möhringen,
Firma Züblin.

Passage heute unter Denkmalschutz. Schon in der Begründung des Bonatz-Preises 1979 wird die ein Jahr zuvor fertiggestellte Passage als „eine nicht laut genug zu preisende Wiederentdeckung eines unverständlicherweise vergessenen Bautyps des 19. Jahrhunderts“ gewürdigt. Die „postmoderne“ Passage mit ihrer klassisch orientierten, aber modern interpretierten Glastonne bezieht ausdrücklich den historischen Baubestand an der Calwer Straße mit ein und verbindet Alt und Neu zu einer Einheit. Selbst der Straßenraum der Calwer Straße sowie die unterirdische S-Bahnstation wurden mit Pflasterung und Beleuchtung ins anspruchsvolle und qualitätsvolle Corporate Design integriert. Charakteristisch ist die schon bei Baubeginn 1975 erfolgte Sicherung der Altbauten der Calwer Straße in einer Gesamtanlagenverordnung. In ihr wurde das planerische Ergebnis eines der ersten bestandsorientierten Sanierungsprojekte Stuttgarts rechtlich fixiert, ein auch disziplingeschichtlich interessantes und seltenes Dokument der städtebaulichen Denkmalpflege.

Eine zeittypische Stadterneuerungskonzeption stellt die Bebauung an der Konviktstraße in Freiburg im Breisgau dar. In den Jahren 1975 bis 1985 wurde der überlieferte Bestand saniert und mit zahlreichen Neubauten verschiedener Architekten ergänzt, wobei der Gesamtcharakter der kleinen Gasse am Rand der Altstadt gewahrt blieb. Die neu entstandene Architektur greift Formen, Dimensionen, Materialien aus der örtlich vorgegebenen regionalen Architektursprache auf, ohne ihre zeitgenössische Dimension zu leugnen. Zur Gesamtkonzeption des Freiburger Stadtplanungsamtes gehören auch die angrenzende Schloßberggarage von 1978/79 mit integrierter Wohnbebauung sowie die zweigeschossige Brücke über den Schloßberggring mit Reliefs zur Freiburger Stadtgeschichte. Mit dem Festhalten an der Körnung und dem Duktus des Quartiers sowie mit der sehr qualitätsvollen,



wohl überlegten Ergänzungsbebauung repräsentiert dieses Sanierungsgebiet beispielhaft die Wende zur erhaltenden Erneuerung in Baden-Württemberg.

Der große und der kleine Böhm

Die finanzkräftigen 1980er Jahre dokumentieren sich nicht nur in öffentlichen Bauaufgaben und Stadtsanierungen. Auch der Wirtschafts- und Gewerbebau boomt in dieser Zeit. Während die Stadt- und Gewerbegebiete der Großstädte oft nur durch gesichtslose Industrie- und Verwaltungsgebäude definiert sind, setzte die Baufirma Züblin 1982 bis 1984 ein markantes Architekturzeichen mitten auf die Stuttgarter Filderebene (Abb. 9). Gottfried Böhm (geb. 1920) zeichnet für den symbolträchtigen neuen Firmensitz verantwortlich. Mit demonstrativ zum Einsatz kommenden firmeneigenen Betonfertigteilen besticht das Bürogebäude durch den Kontrast zwischen massiven, plastisch gestalteten Bürotrakten und der dazwischen eingespannten großen Glashalle als Foyer und Piazza. Böhm hat in Stuttgart aber nicht nur diesen riesigen, fast wie ein Raumschiff wirkenden Baukomplex geschaffen, sondern auch ein ganz kleines, jedoch ebenso bemerkenswertes Gebäude. Der Kölner Architekt war Anfang der 1980er Jahre als Wettbewerbssieger für die Umgestaltung des Großen Hauses des Württembergischen Staatstheaters hervorgegangen. Die Neugestaltung des Innenraums der Oper durfte Böhm indes nicht verwirklichen, hatten sich doch die Stuttgarter Bürger, die Politik und die Denkmalpflege für eine Restaurierung und Teilrekonstruktion des ursprünglichen Baus stark gemacht. Einen kleinen Theaterpavillon hat Böhm 1983 bis 1984 aber bauen können und damit eine bis ins Detail durchkomponierte Architektur mit dem historischen Motiv der Kuppel hinterlassen, die bis heute als ein subtiler Gelenkbau zwischen Großem Haus und Verwaltungsbau funktional und gestalterisch überzeugt (Abb. 10). Böhms Theaterpavillon ist ein kleines, feines und eigenständiges Dokument des Bauens im Kulturbereich der 1980er Jahre. Es ist von historischen Motiven wie Bramantes Tempietto inspiriert und begegnet dem historischen Kontext des nach Plänen von Max Littmann 1907 bis 1912 errichteten Opernhauses selbstbewusst, aber mit Respekt.

Das Kaufhaus in der Altstadt

Einer der schillerndsten Architekten dieser Jahre im südwestdeutschen Raum ist Heinz Mohl (geb. 1931) aus Karlsruhe. Für die Familie Schneider verwirklichte er mehrere große City-Kaufhäuser. Das Gebäude in Freiburg (1969–1975) ist ein detailreicher Bau mit einer geriffelten Betonplattenfassa-



de. Mohl, dem eigenen Vernehmen nach ein „historisch denkender Architekt“, fügt in die nach schweren Zerstörungen wieder aufgebaute Freiburger Innenstadt einen selbstbewussten Bau ein, der mit hervorstechenden Details wie Glaskern und Glaspypyramidendächern auffällt, in seiner zur Straße geschlossenen Form mit den versetzten Giebeldächern in altstädtischer Maßstäblichkeit bleibt und dennoch in seiner Gestaltung und Materialität völlig zeitgenössisch ist. Ein großer Wurf ist auch sein fast gleichzeitig entstehendes Ettlinger Kaufhaus Schneider (1967–1977), das ebenfalls im alten Ortskern steht (Abb. 11). Im Gegensatz zu Freiburg komponierte Mohl den voluminösen Bau aus penibel gesetztem Kalksandsteinziegelwerk. Doch auch hier gelang es ihm, durch seine virtuose Fassadengestaltung und ganz eigenständig interpretierte Dachgauben sowie der Staffelung des Gebäudes in verschiedenen Perspektiven eine künstlerische, höchst individuelle und zugleich stadträumlich gelungene Architektur zu schaffen.

10 Stuttgart, Foyerpavillon des Württembergischen Staatstheaters.

11 Ettlingen, Kaufhaus Schneider.



12 Karlsruhe, Heinrich-Hübner-Schule.

Neue Formen für die Bildung

Um bei Heinz Mohl zu bleiben: In städtebaulich wirksamer Innenstadtlage entstand 1977 bis 1985 die Heinrich-Hübner-Schule in Karlsruhe, ein großer Eckbau aus Beton mit hellbrauner Klinkerverkleidung (Abb. 12). Die schwere Fassade mit ihren vielfachen Öffnungen, eingesetzten Formen, Durchblicken und Treppen, bietet den Eindruck eines kraftvollen, wuchtigen Geschiebes von geometrischen Grundformen. Der von der Öffentlichkeit in den Jahren seiner Entstehung viel diskutierte und auch umstrittene Bau ist von der italienischen Architektur des Manierismus inspiriert und zeigt doch eine ganz eigene moderne Aussage, die im Gegensatz zur Leichtigkeit der 1960er Jahre steht und rigoros Mauerwerk und Schwere, Schatten und Übersteigerung als gestalterische Mittel einführt.

Wie Heinz Mohl gehörte Oswald Mathias Ungers (1926–2007) zu den Architekten, die sich aus dem Bann des mächtigen Karlsruher Architekturlehrers Egon Eiermann lösen konnten und zu einer eigen-

ständigen Formensprache fanden. Mit dem Bau der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe (1983–1991) neben der Kirche St. Stephan schuf Ungers einen städtebaulich sehr gut eingepassten Komplex mit grünem Hof und einem offenen Portalbau (Abb. 13). Im Inneren und Äußeren ist die Handschrift des Architekten in dem allgegenwärtigen Grundmodul des Quadrats überall zu erkennen. Mit der mehrgeschossigen Rotunde und den klassischen Giebelndreiecken werden historische Würdeformen der Baugeschichte aufgenommen und aktualisiert.

In Mannheim präsentierte Gottfried Böhm eine weitere fruchtbare Zusammenarbeit mit der Baufirma Züblin: Die Universitätsbibliothek (1986–1988), an der südlichen Stirn des Quadrats A zwischen Schloss und Jesuitenkirche gelegen, wirkt wie ein sorgsam gefügtes Schatzkästlein, ein aufgeständerter Dreieinhalbgeschoss aus rosa eingefärbten Betonplatten mit kleinen broschenartigen Rundfenstern (Abb. 14). Zeigen sich Proportionen und Fenstermotiv von den barocken Nachbarn inspiriert, ist der Sockel mit eingestellten Globen



13 Karlsruhe, Badische Landesbibliothek.

oder Betonbäumen eine höchst eigenwillige Schöpfung von großer physischer Präsenz. Die kugelartigen Kronen zeigen phantastische Stadtlandschaften aus der zeitgenössischen – postmodernen – Architekturtheorie, gespickt mit Zitaten aus dem eigenen Werk, darunter sein weltberühmter „Betonkristall“ Neviges und der Verwaltungssitz Züblin in Stuttgart.

Ein Zeugnis für die Bandbreite der Architektur der 1980er Jahre ist der Kindergarten Luginsland in Stuttgart, 1989/90 erbaut (Abb. 15). Günther Behnisch zeigt hier eindrucksvoll, wie die zuvor im Schul- und Kindergartenbau eher technisch und rational geprägten Bauwerke des Büros nun eine zeichenhafte Bildsprache finden: Das in den Untertürkheimer Weinbergen gestrandete Holzboot mit Wellblechverkleidung setzt zahlreiche Zitate aus dem Schiffsbau spielerisch zu einer Arche für die Kinder zusammen.

Neubewertung der 1980er Jahre

Eine wertschätzende und zugleich kritische Rezeption der postmodernen Architektur nimmt gerade Fahrt auf. Die Stuttgarter Staatsgalerie zeigte 2011/12 eine umfangreiche Werkschau ihres Architekten James Stirling („James Frazer Stirling. Notes from the archive. Krise der Moderne“). Das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt – ebenfalls in einem Hauptwerk der Postmoderne untergebracht – feierte das 30-jährige Jubiläum des Museums(um)baus nach Plänen von Oswald Mathias Ungers 2014 mit der Präsentation der „Wunderkammer“ der Postmoderne ihres Gründungsleiters Heinrich Klotz („MISSION: POSTMODERN – Heinrich Klotz und die Wunderkammer DAM“). Freunde und Fans der Postmoderne aus aller Welt tauschen sich bei Facebook in der „Postmodernism Appreciation Society“ aus. Neben wenigen Freunden und einer zaghaften Annäherung an das „Pretty Ugly“ (Oliver Elser) gibt es aber noch viele Widerstände in der Betrachtung der Architektur der 1980er Jahre, wie es sie wohl generell für die eben abgelaufenen Stilepochen zu geben scheint: Mit allzu sehr angepassten, bisweilen bieder daherkommenden, später auch beliebigen oder manieristisch verspielten Beispielen postmodernen Bauens hat sicher vor allem das Spätwerk dieser Epoche einen schalen Nachgeschmack hinterlassen, der für diese ablehnende Haltung sorgt. Diese Tatsache sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass in dieser Zeit auch hervorragende Architekturen und qualitätvolle Stadtplanungen in Baden-Württemberg entstanden sind. Wie bei den Bauten der Moderne gilt es auch hier, die für die Epoche beispielhaften und authentisch erhaltenen Objekte nach historischen (und nicht ästhetischen) Maßstäben zu erfassen und im landesweiten Über-



14 Mannheim, Universitätsbibliothek, Südfassade.

blick eine Auswahl schützenswerter Kulturdenkmale zu definieren. Aus der Masse des Gebauten sind diejenigen Vertreter herauszufiltern, die geeignet sind, den Geist dieser Zeit auch für die Zukunft zu dokumentieren.

Die Erfassung der Postmoderne steht erst am Anfang und ist ein künftiges Vorhaben der wissenschaftlichen Arbeit der Denkmalkunde im Landesamt für Denkmalpflege. Die in diesem Beitrag vorgestellten prominenten Beispiele sind zum Teil bereits als Kulturdenkmale erfasst, zum Teil wird ihr Denkmalwert noch zu prüfen sein. Ihre Präsentation soll Lust darauf machen, sich losgelöst von Vorurteilen mit den „Youngtimern“ der Architekturgeschichte zu beschäftigen und ihren Denkmalwert anzuerkennen.

Dr. Martin Hahn

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Dr. Clemens Kieser

Dr. Melanie Mertens
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe

15 Stuttgart-Untertürkheim, Kindergarten Luginsland.





Lusthausruine im Stuttgarter Schlossgarten Das Schicksal eines besonderen Denkmals

Im Schlossgarten Stuttgart stehen die letzten Reste des Neuen Lusthauses, einst als prächtiger Renaissancebau weit über Württemberg hinaus berühmt (Abb. 1). Wie es zum Erhalt der Fragmente und zu ihrem heutigen Standort kommen konnte, ist eine ganz eigene Geschichte denkmalpflegerischen Handelns. Aufgrund des besorgniserregenden Zustands der Ruine hatte um das Jahr 2000 eine Debatte eingesetzt, wie mit den Fragmenten weiter umgegangen werden sollte. Dabei wurde von Politik und Denkmalpflege aufgrund technischer und finanzieller Aspekte erwogen, die Lusthausruine in Würde sterben zu lassen. Auf Druck der Öffentlichkeit wurden die baulichen Überreste schließlich aufwendig restauriert.

Nikolai Ziegler/Ulrike Plate/Thomas Kreißl/Albert Kieferle

Gustav Wais, Redakteur, Stuttgart-Chronist und erster Direktor des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege nach dem Zweiten Weltkrieg, beschrieb das Neue Lusthaus als „eine der edelsten Schöpfungen deutscher Renaissance, die wenn wir sie heute noch besäßen, die Hauptsehenswürdigkeit Stuttgarts wäre“. In seinem Standardwerk „Alt-Stuttgarts Bauten im Bild“ von 1951 widmet Gustav Wais dem Gebäude und seinem Schicksal über 20 bebilderte Seiten. Er würdigte die Dokumentation des Baumeisters Carl Friedrich Beisbarth, der „die architektonischen Einzelheiten des Wunderbaus“ festgehalten hatte, und gab auch ein Traktat seines Vor-Vorgängers wieder, das Eduard Paulus d. J. anlässlich der Diskussion um den Erhalt der 1902 aufgedeckten Baureste verfasst hatte.

Ein überwältigender Neubau

Als Herzog Ludwig am 30. März 1583 nordöstlich seines Schlosses den ersten Eichenpfahl in den

sumpfigen Stuttgarter Boden hauen ließ, begründete er damit jenes Bauvorhaben, das nicht nur für die Entwicklung der Stadt eine maßgebliche Rolle eingenommen hat. Ein riesiger Festsaal sollte vor allem für Hochzeits- und Hoffeste, Bälle und Theateraufführungen einen zeitgemäßen Repräsentationsrahmen bieten. Mit der Planung wurde Hofbaumeister Georg Beer beauftragt. Wie erhaltene Beschreibungen wiedergeben, beeindruckte das fertiggestellte Gebäude sämtliche Zeitgenossen bereits aufgrund seiner gewaltigen Ausmaße, mehr jedoch noch durch seine Gestalt. Für ein Gebäude von solch überwältigender Phantasie waren weder Vorbilder noch Vergleichsbauten bekannt. Den längsrechteckigen Baukörper betonten vier Ecktürme und reich ornamentierte Schweifgiebel, die selbst den First der Stiftskirche übertrafen. Zusätzlich umgab ein filigran gestalteter Arkadengang den Kernbau (Abb. 2). Im Erdgeschoss luden, von Wandelgängen umgeben, drei Wasserbassins an heißen Sommertagen zur Abkühlung ein. Über zwei den Längsseiten vorgelagerte Freitreppen war



1 Die Ruine des Neuen Lusthauses, 1904 im Stuttgarter Schlossgarten aufgestellt, steht nach den jüngsten Konservierungsmaßnahmen wieder ohne Stützgerüst. Aufnahme 2016.

das Obergeschoss mit dem spektakulären neuen Festsaal erschlossen. Während im Erdgeschoss noch 27 Säulen das Gewölbe trugen, überragte den monumentalen Raum ohne jegliche Form von Unterstützung eine freispannende Tonnendecke. Eine sensationelle Dachkonstruktion ermöglichte diese einmalige Raumlösung. Die Besucher des Neuen Lusthauses konnten sich die Stützenlosigkeit eines so gewaltigen Raumes nicht erklären. Bewundernd notierte beispielsweise Johannes Oettinger 1610: „Der ober saal ist ein recht fürstlicher, ja ein königlicher pallast, so 80 schritt lang und 30 schritt breit, [...] das gewölbe so darüber in einer halben zirkelrund gebogen ist, [...] und mit keiner säul oder Pfeiler unterbaut“.

Der Verlust des Denkmals

Hatten zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch einige große Feiern in dem Saal stattgefunden, unterbanden die aufziehenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges jegliche Ausgelassenheit. Während der Kriegszeiten verwaiste das Lusthaus. Erst mit dem 18. Jahrhundert fanden wieder Theateraufführungen im Saal statt, denen der Raum jedoch schon bald nicht mehr gerecht wurde. Am württembergischen Hof trugen die jeweiligen Baumeister dazu bei, das Gebäude den Anforderungen der Zeit anzupassen. 1750 beauftragte Herzog Carl Eugen seinen Oberbaudirektor Leopold Retti mit dem Umbau des Lusthauses in ein Opernhaus. 1758 wurde der Pariser Baumeister Philippe de La Guèpière mit einer grundlegenden Renovierung beauftragt, jedoch wurden seine Planungen nur in einzelnen Bereichen umgesetzt. Ab 1811 leitete der Architekt Nikolaus Friedrich Thouret umfangreiche Bauarbeiten, um eine den klassizistischen Vorstellungen entsprechende Theaterausstattung zu realisieren. Die daraufhin angestellten Überlegungen, für noch repräsentativere Theatervorstellungen einen Neubau zu erstellen, mündeten erneut in Umbaumaßnahmen am Lusthaus. Ab 1844 fand dann ein weitreichender Eingriff statt, um den bestehenden Bau bis auf seine Grundmauern abzubauen und darauf aufbauend ein neues Theater zu errichten. Die angeordneten Abbrucharbeiten leitete der Stuttgarter Architekt Carl Friedrich Beisbarth. Unter zahlreichen Anbauten entdeckte er die noch weitgehend erhaltene Bausubstanz des ehemaligen Lusthauses. Beisbarth erkannte die Bedeutung der Renaissancearchitektur, konnte das begonnene Bauvorhaben jedoch nicht mehr beeinflussen. Über den absehbaren Niedergang jenes bedeutungsvollen Baus vermerkte er enttäuscht: „Der Verlust dieses historischen Denkmals, welchem in technischer wie künstlerischer Vollendung in ganz Deutschland nur wenige gleichkommen, ist [...] unersetzlich“. Eine unvergleichliche Leis-



tung ist seine in über 200 Blättern überlieferte Dokumentation des Bauwerks aus dem Jahre 1845 (Abb. 3). Gustav Wais schilderte diesen Kraftakt mit lebendigen Worten: „... diese Aufnahmen mußte er infolge des rasch fortschreitenden Abbruchs in seiner Freizeit fertigen, oft Nächte hindurch auf einer Leiter bei grimmigster Kälte mit Fausthandschuhen zeichnend, wobei ihm sein getreues Dienstmädchen mit hoher Stange die Laterne hielt“. Im Anschluss an den rasch fortschreitenden Rückbau des Lusthauses wurde auf dessen Grundmauern das neue Schauspielhaus errichtet, das 1846 in Betrieb ging.

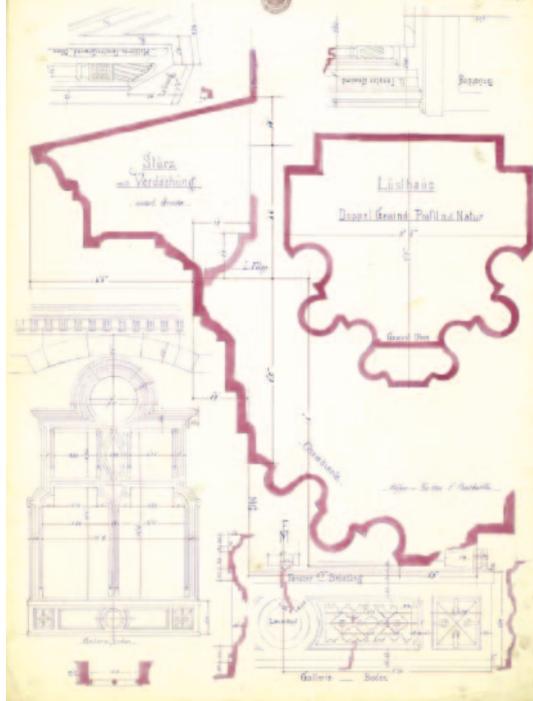
Carl Beisbarth und der Beginn der Denkmalpflege

Neben der Lusthausruine selbst verweist bis heute die im Tresor der Universitätsbibliothek Stuttgart verwahrte Bauaufnahme Carl Beisbarths auf die Gestalt und Konstruktion des ehemaligen Baus. In 514 Grundriss-, Ansichts- und Konstruktionszeichnungen ist das ehemalige Bauwerk akribisch dokumentiert. Der wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas verschafft diese Quelle eine einzigartige Grundlage. Sowohl die Form als auch die Konstruktion des Baus ist in allen Einzelheiten überliefert. Die Skizzen und Zeichnungen veranschaulichen über frontale, seitliche und perspektivische Ansichten sowie über Schnitte und detaillierte Konstruktionszeichnungen sämtliche Bestandteile der Architektur.

Die außergewöhnlichen Bemühungen Carl Beisbarths fielen in eine Zeit, die insbesondere mittelalterliche Bauten wertschätzte. Mit seinem Einsatz für einen Renaissancebau war Beisbarth seiner Zeit voraus. Das Erkennen und Wertschätzen des Gebäudes sowie seine dokumentarische Arbeit können als früher denkmalpflegerischer Akt gesehen werden. Ohne seine akribische Dokumentation wäre die Kenntnis dieses hervorragenden Gebäudes heute verloren. Eine weitere beachtenswerte Beziehung ist zu den Architekturströmungen der

2 In diesem Stich von Matthäus Merian wird die prominente Stellung und herausragende künstlerische Qualität des Neuen Lusthauses besonders anschaulich. Fürstlicher Lustgarten zu Stuttgart, Matthäus Merian, 1616.

3 Aus der Dokumentation, die Carl Friedrich Beisbarth 1844/45 vom Neuen Lusthaus angefertigt hat. Zeichnerische Aufnahme eines Saalfenslers mit Profildarstellungen, Querschnitt des Eckturms und weitere Detailansichten.

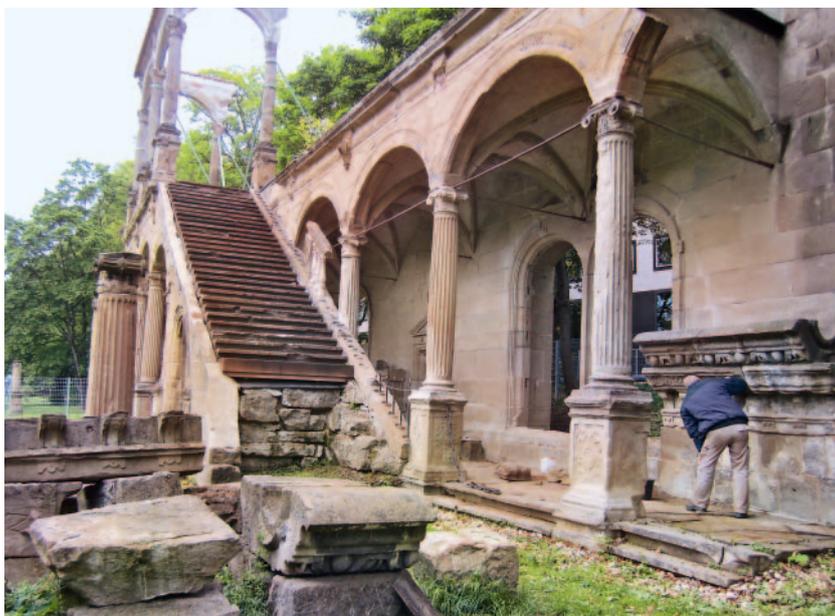


Mitte des 19. Jahrhunderts erkennbar. Carl Beisbarth erkannte die Fragmente des Lusthauses als Werk „einer wunderbaren Phantasie ganz im Styl jener Zeit“. Die Wiederentdeckung der Renaissance führte schließlich zur Genese jenes neuen Stils, der Neu-Renaissance.

Brand des Hoftheaters und Diskussion um Wiederaufbau

In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902 kam es zu einem tragischen Unglück. Nach einer Vorstellung brannte das königliche Hoftheater vollständig ab. Bei den Aufräumarbeiten der Brandruine kamen immer mehr der ornamentierten Reste des ehemaligen Lusthauses zum Vorschein (Abb. 5–6). Offensichtlich hatte Beisbarth wesentliche Teile des Lusthauses – wohl aus Sparsamkeit – einfach ummauert und in den Neubau integriert. Die Begeisterung der Stuttgarter Bevölkerung für den einstigen Prachtbau war groß, und die öffentliche Diskussion wurde durch eine intensive Berichterstattung im Schwäbischen Merkur weiter angefacht. Man bezeichnete den Abbruch des Lusthauses als eine „Sünde unserer Väter“ und sah im Wiederaufbau ein vaterländisches Bekenntnis.

4 Letzte Reinigungsarbeiten Bauabschnitt 2, 2013.



Der Vorschlag, anstelle eines neuen Theaterbaus das Lusthaus wieder aufzubauen, fand zahlreiche Anhänger. Auf Initiative von Herzogin Wera versammelten sich am 20. Januar 1903 und erneut am 14. Februar 1903 kunstinteressierte Bürger, um das Für und Wider einer Rekonstruktion zu diskutieren. Persönlichkeiten wie Max Dietz, unter anderem Direktor der Stuttgarter Gemädegalerie, der Kunstfreund und Mäzen Johann Wilhelm Spemann, der bekannte Architekt Theodor Fischer, Oberbaurat Ludwig Eisenlohr und Baurat André Lambert, Graf Leopold von Kalckreuth, Direktor der Akademie der bildenden Künste, und nicht zuletzt auch Professor Eugen Gradmann, Landeskonservator des württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege, brachten sich in die Diskussion ein. Trotz durchaus vorhandener Gegenstimmen, die der zeitgenössischen Architektur eine angemessene Neubaualösung zutrauten, sprach sich das Komitee für die „künstlerisch befriedigende Wiederherstellung dieses ausgezeichneten Bauwerks“ aus, da es aus ihrer Sicht „ein großer Gewinn für Stadt und Land“ sei. Die Stuttgarter Diskussion brachte es 1903 sogar zu einem Bericht im deutschen Zentralblatt der Bauverwaltung.

Der König zögerte mit seiner Entscheidung, zu unsicher schien ihm der Erfolg einer Lotterie zur Gewinnung der nötigen Mittel. Er ließ den Platz räumen und zunächst unbebaut stehen. Das dringend benötigte neue Doppeltheater wurde ab 1909 von Max Littmann, dem Gewinner des vorangegangenen Wettbewerbs, nach modernsten Ansprüchen freistehend im Schlossgarten erbaut; Stuttgart sollte mit diesem Neubau wieder der Anschluss an die Kulturmetropolen wie Berlin, München, Dresden und Wien gelingen. 1910 erhielt Theodor Fischer den Auftrag zum Neubau für den Württembergischen Kunstverein an der Stelle des ehemaligen Neuen Lusthauses. Damit waren alle Wiederaufbaupläne endgültig begraben.

Die Lusthausruine im Schlossgarten

Doch was geschah nun mit den bauhistorisch bedeutsamen Resten des ehemaligen Neuen Lusthauses? Eduard Paulus d. J., Landeskonservator a.D., hat es sich nicht nehmen lassen, in einem ausführlichen Traktat, abgedruckt bei Gustav Wais, von der Entscheidungsfindung zu berichten und sie voller Ironie zu kommentieren. Er selbst hatte das Bauwerk als Kind noch stehen sehen und im Inventar der Kunst- und Altertümer beschrieben. Nun wäre es seiner Meinung nach wohl am besten gewesen, die Ruine auf Räder zu stellen: „Zieheth, zieht und schiebth das vielbesprochene Bauwerk / ... / bis auf die Höhe und bis auf die Spitze des Hasengebirges / Hier nun roll' es hinab ins heilige Dunkel des Hochwalds, / Ganz im Grünen versteckt, da soll es am herrlichsten wirken!“

Ganz so schlimm traf es die Ruine dann doch nicht. Sie wurde nicht in den Wald verbannt, sondern 1904 durchaus prominent seitlich des Reitwegs im Schlossgarten aufgestellt. An den Schlossgartenportier erging die Anweisung, „den Platz besonders in Acht zu nehmen“. Der Aufbau beschränkte sich auf die beiden Treppenläufe mit dahinterliegendem Arkadengang einschließlich des historischen Bodenbelags. Die Gewölbe wurden zweilagig gemauert und über den Arkaden eine Betondecke quasi als Flachdach aufgesetzt. Über dem Treppenpodest wurden noch die Arkaden aufgerichtet, hier allerdings ohne Gewölbe. Die Ruine erhielt ein neu hergestelltes Betonfundament. Da nun die als Wiederlager fungierenden Ecktürme fehlten, wurde zur Aufnahme des Gewölbeschubs ein System aus Zugankern in der Kämpfer- und über der Scheitelhöhe der Gewölbe eingefügt (Abb. 4).

Historische Aufnahmen zeigen die Ruine als Parkstaffage, zunächst im gepflegten Ambiente, doch zunehmend am Rande stehend und vernachlässigt. Üppiger Bewuchs und mangelnde Pflege machten der Konstruktion mehr und mehr zu schaffen. Restaurierungsbestrebungen in den 1970er und 1980er Jahren hätten nach damaligem Stand der Technik sehr umfangreiche Steinerneuerungen erforderlich gemacht. Da dies aus Sicht der Denkmalpflege dem Ruinencharakter zuwidergelaufen wäre, sicherte man das Gebäude wieder und wieder mit Hilfskonstruktionen. Immerhin wurde eine photogrammetrische Dokumentation vom damaligen Landesdenkmalamt angefertigt – wie sich zeigen sollte, eine wichtige Quelle für die spätere Rettung der Ruine. 2004 erfolgten Untersuchungen zur Standsicherheit, im Zuge derer auch ein mineralogisches Gutachten erstellt wurde. Sie kamen zum Ergebnis, dass ein Erhalt der Ruine in einem Zustand ohne Stützgerüst nicht möglich sei.



Rettung der Lusthausruine

Fast gleichzeitig hatte Roland Ostertag, Architekt aus Stuttgart, die Lusthausruine ab 2005 wieder in die Wahrnehmung der Öffentlichkeit gerückt und war dort auf eine starke Resonanz gestoßen. Periodische Wartungen waren zwischenzeitlich wegen der Angst vor herabfallenden Teilen nur noch sehr zögerlich durchgeführt worden, wodurch sich der visuelle Eindruck der Ruine nochmals dramatisch verschlechterte. Die nun aufkommenden Diskussionen erinnerten durchaus an die Ereignisse rund 100 Jahre zuvor. Von der Auffassung des Finanzministeriums, die Ruine in Ruhe sterben zu lassen, über die zurückhaltende Position der Denkmalpflege, nur minimal tätig zu werden, bis hin zur Forderung engagierter Bürger, die Ruine mit einem Glasbau zu schützen und in musealer Präsentation den herausragenden Architekturfragmenten des einst berühmtesten Renaissancebaus Württembergs endlich den Stellenwert zuzugestehen, der ihnen angemessen wäre – die ganze Bandbreite wurde diskutiert (Abb. 7).

5 Fotografie der Brandruine mit den erhaltenen Arkaden, 1902.

6 Nach dem Wiederaufbau der Ruine im Schlossgarten konnte sie noch frei begangen werden, Aufnahme um 1904.

7 Friederike Groß kommentierte den Disput um die Lusthausruine 2008 mit Roland Ostertag als städtischem Gewissen und den politisch Verantwortlichen: Ministerpräsident Günther Oettinger, Oberbürgermeister Wolfgang Schuster sowie Baubürgermeister Matthias Hahn sowie dem Untertitel: „Dornröschenschlaf im Mittleren Schlossgarten“. *Stuttgarter Zeitung* vom 30. 08. 2008.

Im Spätjahr 2008 wurde von Vermögen und Bau Baden-Württemberg als Eigentümer nach Rücksprache mit der Denkmalpflege eine in Restaurierung und Denkmalpflege erfahrene Firma mit der Bestandserfassung und der Ausarbeitung eines Maßnahmenkonzepts beauftragt. Die Schäden zu diesem Zeitpunkt waren erheblich. Absanden bis hin zu Rückwitterungen waren die am wenigsten schwerwiegenden Schäden. Dramatischer waren der Umfang der Schalenbildung, Rissbildungen bis hin zu Bröckelrissen und schiefernde Werkstücke (Abb. 8).

Unklar blieb zunächst die Schadensdynamik, also in welchem Zeitraum sich die Schäden wie stark gebildet hatten. Die 1978 vom Landesdenkmalamt angefertigte Fotogrammetrie der Hauptansicht konnte als Grundlage verwendet werden, von der aus die Schadensentwicklung von Rückwitterungen, Rissen und Schalenausbrüchen verfolgt



werden konnte. Risse waren in der Fotogrammetrie nur in geringem Umfang eingezeichnet. Die große Dichte von Ornamenten machte es aber leicht, Rückwitterungen durch Konturveränderungen zu beurteilen. Anhand des Vergleichs mit dem angetroffenen Zustand wurde deutlich, dass sich die Schäden nicht nur in den gut 100 Jahren am jetzigen Standort entwickelt hatten, sondern bereits vorher entstanden waren und eine Schadensentwicklung von gut 400 Jahren abbildeten (Abb. 9). Das Bauwerk hatte sich zudem insgesamt stark verformt. Die Rückwand wies eine deutliche Neigung auf, die zu diesem Zeitpunkt zwar nicht als bedrohlich empfunden wurde, zukünftig jedoch beobachtet werden sollte. Ein weiteres Thema war die starke Durchfeuchtung der Lusthausruine, die nicht nur Algen und Flechten eine Lebensgrundlage geboten hatte, sondern auch höheren Pflanzen bis hin zu Baumsprosslingen.

Konservatorisches Konzept

Das Ziel der Denkmalpflege war es, den Ruinencharakter zu erhalten. Dies hatte zur Folge, dass Steinerneuerungen vermieden werden sollten und eine Beschränkung auf ein reines Konservierungskonzept vorzusehen war. Der Bauherr hatte sich diese Sicht ebenfalls zu Eigen gemacht. Die starke Durchfeuchtung der Ruine ließ jedoch keine Festigung zu. Zunächst mussten die Betondecke über dem Gewölbe und die Treppen abgedichtet und eine Ringdrainage eingebaut werden. Für die anschließende Trocknung wurde ein Zeitraum von etwa zwei Jahren vorgesehen. Erst in einem zweiten Schritt sollte die Konservierung der Ruine erfolgen. Entscheidend für die weiteren konservatorischen Entscheidungen war, dass der Abbau des Stützgerüsts und der Erhalt der Ruine vor Ort für möglich erachtet wurden. Zusammen mit Prof. Berthold Burkhardt vom Institut für Tragwerksplanung Braunschweig wurde ein statisches Konzept und zusammen mit der Materialprüfungsanstalt Stutt-

8 Kartierung der Schadensdifferenz auf Grundlage der Fotogrammetrie von 1977 gegenüber der Aufnahme von 2008.

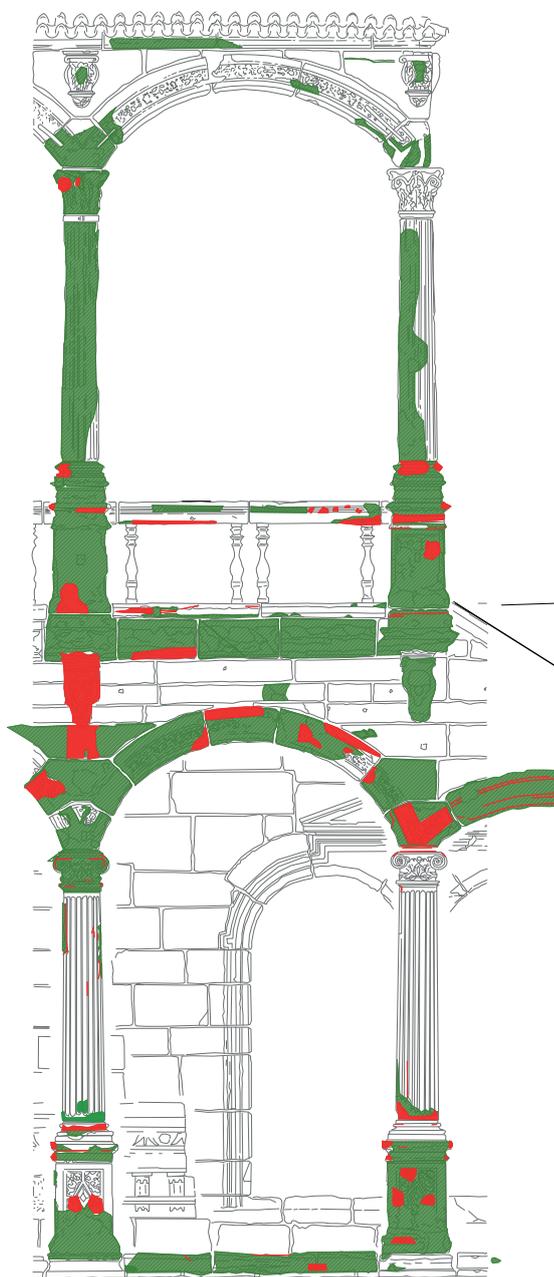
Differenz 1977/2008

- "Alte Schäden" 1977
- Neue Schäden 2008

Grundlagen:

Photogrammetrie des LDA-Stuttgart von 1977.

Situation 2008: zusätzliche Rückwitterungen, die in der Photogrammetrie nicht zu erkennen sind bzw. augencheinlich frische Rückwitterungen und Ausbrüche.



gart ein Konzept zur zerstörungsfreien Prüfung der Tragfähigkeit der Säulen erarbeitet. Die von seinen Säulen abgelösten Bögen und Zwickelmauern des Altans sollten abgebaut, konserviert und wiederaufgebaut werden. Nach der Bestandserfassungs-, Konzeptfindungs- und Planungsphase konnten im Sommer 2009 die Ausschreibungen durchgeführt werden. Noch im Herbst erfolgte der Abbau des Altans und der Treppe. Beim Abbau stellte sich heraus, dass schon beim Aufbau der Ruine schiefernde Postamente im schadhafte Zustand – lediglich durch Klammern gesichert – verwendet worden waren. Die Schadensdynamik konnte somit nochmals geringer eingeschätzt werden.

Die Konservierungsarbeiten stellten sich nach Abbau der Säulen als deutlich aufwendiger heraus, da eine Vielzahl an tiefen Rissen vorhanden war. Die Risse boten allerdings auch die Möglichkeit, eine sehr tiefgehende Festigung mit Kieselsäureester vorzunehmen. Die Riss- und Schalenverfüllungen sowie die Kittungen und Schlämmungen wurden ausschließlich kieselolgebunden ausgeführt und erfolgten nur sehr zurückhaltend, ohne dass Kanten reprofiliert oder Ausbrüche gefüllt worden wären; so konnte der Ruinencharakter weitgehend erhalten werden. Entsprechend wurden auch kaum größere Mörtelergänzungen vorgenommen. Die Konservierung der abgebauten Teile erfolgte im Winter in der Werkstatt, die Postamente unter den Säulen wurden im Sommer 2010 vor Ort konserviert.

Die vorgefundene Unterkonstruktion der Treppe eignete sich nicht, die zahlreichen gebrochenen Stufen aufzunehmen und gleichzeitig als Abdichtungsebene zu dienen. Als Trag- und Dichtungsebene wurde eine neue Stahlkonstruktion eingebaut, die ausgemauert und mit Bitumenbahnen abgedichtet wurde. Für die Auflage der Stufen wurden dann nochmals quer unter den Stufenkanten verlaufende Stahlschienen eingebaut, die Brüche überbrückten. Die Stufen wurden ohne Mörtelbett auf die Metallkonstruktion aufgesetzt (Abb. 10–11). An den beiden unteren Enden war allerdings die Abdichtungsebene sichtbar, was ästhetisch unbefriedigend war und einen Angriffspunkt für Vandalismus gebildet hätte, weswegen hier die beiden einzigen neu hergestellten Werk-

stücke als unterste Stufe der Treppe eingebaut wurden. Diese beiden neuen Stufen wurden als Blockstufen gestaltet, um sie als neuere Zutat kenntlich zu machen.

Im Bereich des Altans waren Gesimse, die Postamente und Einzelstücke vorhanden, die die Abdichtung der oberen Ebene durchdrangen und die alle sorgfältig mit Bleiblech angeschlossen oder abgedeckt werden mussten. Die stark rückgewitterten Formen machten die Anschlüsse sehr aufwendig und führten zu einer Vielzahl von Einzelösungen. Der Altan konnte unter Wahrung des statischen Konzepts von 1903/04 wieder aufgebaut werden. Obwohl nur wenige Eisenteile sichtbar sind, kann die Konstruktion, die traditionelle Stein- mit den damals moderneren Stahlkonstruktionen verbindet, die Anforderungen weiterhin gut erfüllen. Abschließend wurde die Abdeckung aus Mönch- und Nonnenziegeln aus alten und nachgeformten neuen Ziegeln aufgemauert. Die Arbeiten konnten 2010 abgeschlossen werden.

2013 folgte dann als zweiter Bauabschnitt die Konservierung der unteren Arkaden. Die Arbeiten konnten vollständig vor Ort durchgeführt werden. Die ausgebrochenen Putzflächen in den Gewölben wurden gekittet und geschädigte Fugen kleinteilig geschlossen. Die Traufgesimsteile an der Rückwand der Ruine wurden neu befestigt, vereinzelt neu versetzt, die Stufen der Vorderkante gerichtet. Die Konservierung konnte entgegen den im Vorfeld geäußerten Bedenken durchgeführt werden, stellt aber sicherlich einen Grenzfall dar. Die Lusthausruine kann auch nicht langfristig sich selbst, d. h. in irgendeiner Form dem Verfall überlassen bleiben. Eine lediglich harmlose Abwitterung der Oberfläche kann insbesondere bei einer so komplexen Konstruktion mit Gewölben und Bögen nicht erwartet werden. Grundsätzlich fehlt Ruinen der konstruktive Gebäudeschutz.

Fazit und Ausblick

Die Lusthausruine im Schlossgarten ist eines der wichtigsten Denkmale Stuttgarts (Abb. 12). Sie legt Zeugnis ab von dem einst berühmtesten Renaissancebau Württembergs, einem fürstlichen Statement, das seinesgleichen sucht. Ihr Schick-



9 Absandungen, Schalenbildung und Risse – Schadensbilder an einem Sockel (vor Ort).



10–11 Treppe während der Versetzarbeiten mit quer verlaufenden Auflagern und mit der neu gearbeiteten Abschlussstufe 2010/2011.

sal als zunehmend unbedeutender Teil eines an- und ausgebauten Hoftheaters zeigt anschaulich, wie durch stets dringende und drängende neue Anforderungen aus qualitätvoller und anspruchsvoller Architektur irgendwann nur noch ein unbedeutender Zweckbau übrig bleibt, über dessen Verlust im Zweifelsfall niemand weint. Wenige Mahner sind es meist, die dieses Schicksal sehenden Auges begleiten.

Für die Denkmalpflege ist die Lusthausruine gleich mehrfach ein wichtiges Zeugnis der eigenen Disziplingeschichte. Carl Beisbarth muss aufgrund seiner Leistung als eine wichtige Persönlichkeit der württembergischen Denkmalpflege gewürdigt werden.

Als eine erste öffentliche Denkmalpflege-Diskussion gilt die umkämpfte Rekonstruktionsfrage von 1903/04, verbunden mit der weitreichenden Entscheidung, die Ruinenteile im Schlossgarten zu bewahren. Der Wiederaufbau der Ruine 1903/04 könnte als denkmalpflegerisch hochwertig angesehen werden: Ergänzungen unterblieben mit Ausnahme der Baluster völlig, die aber durch Verwendung von Beton kenntlich gemacht wurden, Reprofilierungen und Überarbeitungen fanden nicht statt. In der Konsequenz bestanden allerdings auch alle Schäden unbearbeitet und ungeschützt weiter. Insofern handelte es sich möglicherweise eher um eine sparsame denn um eine konservatorisch durchdachte Wiederaufbaumaßnahme.

In den 1980er Jahren forderte die Denkmalpflege die Erhaltung des Ruinencharakters, den sie durch eine Restaurierung beeinträchtigt sah; diese hätte damals noch einen umfangreichen Steinaustausch nach sich gezogen. Man nahm unzählige Sicherungen vor und war letztendlich bereit, die Ruine verloren zu geben. Interessant ist hier die einseitige Wertung der Architekturteile als Ruine. Nicht berücksichtigt blieb bei dieser Sichtweise die Inszenierung der Lusthausruine als Parkstaffage – was durchaus weitreichendere konservatorische Maßnahmen hätte rechtfertigen können.

Die Rettung erfolgte nicht zuletzt durch bürgerschaftliches Engagement, das die Behörden in Bewegung brachte, und durch die fortschreitenden technischen Möglichkeiten der Schadensdokumentation und -analyse, die letztendlich zu angemessenen Konservierungskonzepten führten.

Die Erwartungen von Teilen der Bevölkerung hinsichtlich einer Rekonstruktion oder einer musealen Aufwertung der Ruine konnten nicht erfüllt werden: Der Glanz des ehemaligen Neuen Lusthauses wurde 1755 und nachdrücklich um 1845 getrübt und ging im Brand 1902 unwiderruflich unter. Die Lusthausruine ist heute jedoch die bestmöglich au-

thentische, ungeschönte, translozierte Brandruine. Sie wurde mitsamt ihrer historisch bedingten Schäden konserviert. Die Lusthausruine steht heute wieder würdevoll im Schlossgarten, ohne Stützgerüste und sonstige Hilfskonstruktionen – nur ein Schutzzaun hält neugierige Spaziergänger auf Abstand. Die Fragmente können in ihrer künstlerischen Schönheit und in ihrer substanziellen Verletzlichkeit viel über die Geschichte eines der berühmtesten Bauten Stuttgarts erzählen. Die Zukunftsaussichten der Ruine haben sich somit deutlich verbessert. Es steht zu hoffen, dass ihr nun die notwendige regelmäßige Aufmerksamkeit zukommt und sie in ihrer vielfältigen Bedeutung nicht in Vergessenheit gerät.

Literatur

Nikolai Ziegler: Zwischen Form und Konstruktion – Das Neue Lusthaus zu Stuttgart. Ersch. Okt. 2016.
Natursteinsanierung Stuttgart 2015. 21. Fachtagung am 13. März 2015 in Stuttgart, hg. v. Gabriele Patitz/Gabriele Grassegger/Otto Wölbert, Karlsruhe 2015.
Gustav Wais: Alt-Stuttgart. Die ältesten Bauten Ansichten und Stadtpläne bis 1800, Stuttgart 1954.
André Lambert: Das ehemalige Lusthaus in Stuttgart, in: Schweizerische Bauzeitung vom 24. Januar 1903, S. 41 ff.

Glossar

Altan

vom Erdboden aus gestützter, balkonartiger Anbau.

Baluster

Stützglieder von Brüstungen oder Geländern.

Albert Kieferle, Restaurator

Thomas Kreißl, Architekt

Fa. AeDis AG für Planung, Restaurierung und Denkmalpflege
Im Hof 17
73269 Hochdorf

Dr. Ulrike Plate

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Dr.-Ing. Arch. Nikolai Ziegler

Karlstraße 45
70771 Leinfelden-Echterdingen



12 Detail der Ruine in konserviertem Zustand 2016.

Das Grabmal des Grafen Ludwig von Löwenstein-Wertheim und seiner Frau Anna in der Stiftskirche zu Wertheim

Die kultur- und kunsthistorische Bedeutung des Grabmals

Seit etwa 400 Jahren steht im Chor der spätmittelalterlichen Stiftskirche in Wertheim ein großes Grabmal, einem Himmelbett ähnlich, mit den Liegefiguren des Grafen von Löwenstein-Wertheim und seiner Gemahlin, Gräfin Anna zu Stolberg. Die Restaurierung des Kunstwerks, über die Frank Eger und Otto Wölbart in diesem Heft berichten, war eine Herausforderung für alle Beteiligten. Nachdem das Alabaster-Grabmal vier Jahre lang abgebaut und in der Werkstatt restauriert worden war, ist es im vergangenen Jahr wieder in die Stiftskirche zurückgekehrt. Die so genannte Bettlade ist nun nachhaltig gesichert, konserviert und restauriert.

Judith Breuer

Entstehungsgeschichte des Grabmals

Das Grabmal des Grafenpaares steht mitten im Chor der ab 1383 erbauten, seit 1522 evangelischen Stiftskirche. Sein Standort hinter dem Altar



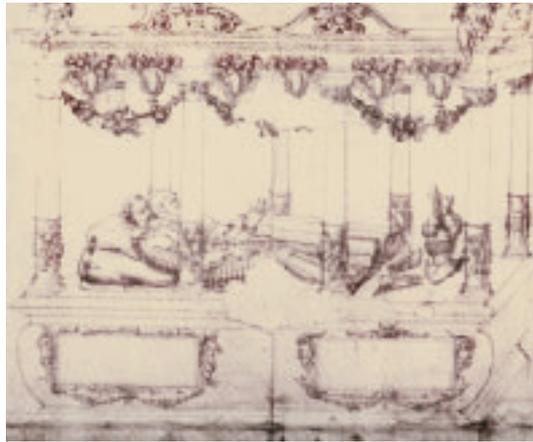
ist seit seinem Einbau im Jahre 1618 unverändert (Abb. 1). Bei genauerem Hinsehen fällt auf, dass das Grabmal etwas aus der Mittelachse versetzt ist. Dies geschah aus Rücksicht auf den Zugang zur gräflichen Gruft, der allerdings heute geschlossen ist.

Chor und Gruft dienten von Anbeginn der Kirche als Grablege und Memorialstätte der gräflichen Familie, welche die Herrschaft über Ort und Grafschaft Wertheim innehatte. Bis heute finden sich im Chor, und zwar im und auf dem Boden und an den Wänden, Grabmäler von Mitgliedern der gräflichen Familie aus dem 15. bis 19. Jahrhundert. Das älteste stammt von 1407, das jüngste von 1899. Gewidmet ist das Baldachinggrabmal Graf Ludwig III. von Löwenstein (1530–1611), der als junger Adliger eine respektable Karriere am kaiserlichen Hof gemacht hatte. Mit 18 Jahren schon kam er an den Wiener Kaiserhof zu einem Reiterregiment. Als kurpfälzischer Gesandter lebte er eine Zeit lang in Burgund. Obwohl evangelisch, ernannte ihn Kaiser Maximilian II. schließlich zum Stellvertreter auf Reichstagen. Durch die Heirat mit Gräfin Anna zu Stolberg (1548–1599) im Jahr 1566 gelangte er in den Besitz der Grafschaften Wertheim und Rochefort (gehört heute zu Belgien). 1580 nahm er den Titel eines Grafen von Löwenstein-Wertheim an. Weil Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617), Fürstbischof von Würzburg, und Ludwigs katholischer Schwager Wilhelm von Kriechingen seine Ansprüche als Graf von Löwenstein-Wertheim nicht anerkannten,

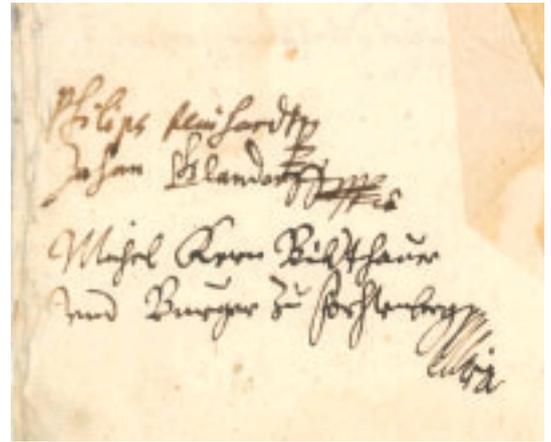


1 Chor der evangelischen Stiftskirche mit Grabmälern von Mitgliedern der gräflichen Familie, dem von Michael Kern geschaffenen Baldachinggrab von 1616/18 und zeitgenössischen Besuchern, Holzstich nach Zeichnung des Theodor Verhas von 1863.

2 Michael Kern: Entwurfszeichnung für das gräfliche Baldachingrabmal in der Stiftskirche Wertheim von 1614.



3 Unterschriften unter anderem von Bildhauer Michael Kern unter dem Vertrag von 1614



kam es ab 1593 zur so genannten Würzburger Fehde, in deren Verlauf Ludwig die würzburgischen Lehen an das Fürstbistum verlor. Mit seiner Frau Anna hatte Ludwig elf Kinder, davon vier erbberechtigte Söhne. Ihre Ansprüche regelte er 1597 wohl mit dem Wunsch, Auseinandersetzungen unter ihnen nach seinem Ableben zu vermeiden. Dennoch kam es nach Ludwigs Tod im Jahre 1611 zum Streit zwischen den Söhnen. Das Ergebnis war, dass die Grafschaft bis 1613 unter ihnen aufgeteilt wurde. Infolge dieser Teilung entstanden die evangelische Linie Virneburg und die katholische Linie Rochefort, was die Grafschaft Wertheim im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs noch schwer belasten sollte.

In der Würdigung ihrer Eltern waren sich die vier erbberechtigten Söhne allerdings einig. Nach dem Tode der Gräfin 1599 und des Grafen 1611 wurden deren Leichname in der Gruft der Stiftskirche zu Wertheim bestattet. Nach und trotz der Aufteilung der Grafschaft bis 1613 beschlossen die vier maßgeblichen Söhne, ein würdiges Denkmal zur Erin-

nerung an ihre Eltern zu errichten. Am 28. Juli 1614 schlossen sie mit dem Bildhauer Michael Kern aus Forchtenberg in Hohenlohe den überlieferten Vertrag für Anfertigung und Aufstellung eines „Monumentums“ aus Alabaster in der Pfarrkirche in Wertheim, in dem Material und das Darzustellende bereits konkret festgelegt sind (Abb. 3).

Charakteristika des Grabmals

Sogar eine Vorzeichnung von Michael Kern zur Wertheimer Tumba ist überliefert. Sie stammt ebenfalls aus dem Jahr 1614. Es handelt sich um eine lavierte Federzeichnung, die zugleich die einzige erhaltene Zeichnung des Bildhauers darstellt. Sie zielt bereits auf ein Baldachingrabmal, zeigt aber kleinere Abweichungen vom ausgeführten Grabmal, wie weniger Säulen und keinen Löwen (Abb. 2).

Das schließlich im Chor der Wertheimer Stiftskirche auftragsgemäß aufgestellte Grabmal hat die stattlichen Dimensionen von 3,34 m Länge, 1,85 m Breite und 3,10 m Höhe (Abb. 4–5). Ungewöhnlicherweise wurde das Grabmal nicht in Ost-West-Richtung aufgestellt, sondern parallel zum Altar. In seiner kunsthistorischen Dissertation über Grabdenkmäler erkennt Oliver Meys hierin die Absicht, das Grabmal besonders zur Schau zu stellen und von den älteren abzuheben. Dies gelingt aber schon aufgrund seiner Größe und Gestalt, während die Querausrichtung wohl eher wegen des beschränkten Platzes im Chor gewählt wurde.

Die Tumba erhebt sich auf einem einstufigen Podest aus rotem Sandstein. Sie hat eine ausgebauchte Form, dabei acht Rechtecknischen an den Ansichtsseiten. Laut Vertrag sollten in den Nischen vier „biblische Historien“ und in den verbleibenden Feldern Schieferplatten mit Inschriften angebracht werden. Von den Bildern ist nur an der Westseite ein Fragment erhalten geblieben, das Relief einer Kampfszene mit einem nach links auserschreitenden Krieger in Rüstung mit Lanze, vermutlich Goliath (Abb. S. 107).

4 Das gräfliche Baldachingrabmal von Südosten, Foto von 1888.



Auf der Tumba stehen rundum zehn Säulen mit korinthischen Kapitellen, wie sie Michael Kern ausschließlich wählte, deren Schäfte mit Reliefs von Trophäen geschmückt sind. Auf den Säulen ruht wiederum ein Architrav, wodurch das Grabmal den Charakter eines Prunkbets erhält, wie es seit dem Mittelalter, besonders aber in der frühen Neuzeit bei Leuten von hohem Stand beliebt war. Dieser Eindruck hat dem Grabmal den volkstümlichen Namen „Bettlade“, heute würde man Himmelbett sagen, eingebracht.

Auf den Ecken des Architravs sitzen Putten, die unterschiedliche, dabei äußerst realistische Trauermienen zeigen. Weiter trägt der Architrav folgende Bildhauerarbeiten in Relief oder Vollplastik: Helmbüsche, Wappen der Familie und der Tätigkeitsorte Ludwigs sowie Blumen- und Fruchtgirlanden. Auf der kassettenartig gegliederten Unterseite des Baldachins befinden sich vier Reliefs mit Szenen zu Tod und Auferstehung aus dem Neuen Testament: Kreuzgruppe auf Golgatha, Auferstehung Christi, Himmelfahrt Christi und Jüngstes Gericht. Die Kreuzgruppe ähnelt sehr entfernt dem Kreuzabnahmerelief an der ebenfalls von Kern stammenden Kanzel im Dom zu Würzburg von 1609. Während Helmbüsche und Wappen die Kriege Ludwigs und den Stand der Familie in Erinnerung halten, zeugen die Reliefs vom christlichen Glauben an Erlösung und Auferstehung nach dem Tod (Abb. 6).

Innerhalb der Säulenstellung ruhen auf der Tumba die lebensgroßen und plastisch ausgearbeiteten Liegefiguren des Grafenpaares. Die Köpfe sind nach Norden ausgerichtet und liegen auf kleinen Kissen, die Augen sind geschlossen dargestellt.



Graf Ludwig hat eine Größe von 1,77 m und wird gezeigt als reifer Mann mit Haarkranz und kurzem glatt gekämmtem Vollbart. Bekleidet ist er mit einer Rüstung, deren Harnisch Reliefs von Wappen, Masken, Löwen und Engelsköpfen zeigt. Er trägt Stiefel. Seine Knie, die von maskenverzierten Kacheln geschützt sind, hat er unterschiedlich angezogen. In der rechten Hand hält er einen nachträglich abgebrochenen Feldherrenstab, in der freiplastisch hochragenden linken Hand ein eisernes Schwert mit Knauf aus Alabaster.

Seine Frau Anna trägt eine Haube mit Spitzenrand, die die Haare völlig verdeckt, dazu ein langes Kleid mit zeittypischer Halskrause und einen pelzbesetzten Mantel. Ihr Gesicht ist falten- also alterslos dargestellt. Sie hält wohl ein Gebetbuch mit der Dar-

5 Das gräfliche Baldachingrabmal von 1618 in der Stiftskirche Wertheim von Westen gesehen. Zustand 2010.

6 Reliefs auf der Baldachinunterseite: Kreuzgruppe, Auferstehung, Himmelfahrt und Jüngstes Gericht. Zustand 2015.



7 Die Liegefiguren des Grafenpaares auf der Tumba in der Stiftskirche Wertheim. Zustand 2010.



stellung von Johannes dem Täufer in den Händen. Ihre geringere Größe von 1,70 m ist durch ein Kissens zu ihren Füßen der Größe ihres Mannes angeglichen (Abb. 7).

Zu Füßen Ludwigs ist der Deckplatte ein Visierhelm aufgesetzt, während quer oberhalb beider Häupter ein vollplastisch gearbeiteter Löwe mit gelockter Mähne und kräftigen Augenwülsten liegt. Nicht mehr vorhanden sind die Handschuhe, wie sie auf der Vorzeichnung zu sehen sind.

Charakteristisch für das Grabmal ist ein üppiges Roll- und Knorpelwerk. Rollwerk, eine Ornamentform der Renaissance, die eingerollte Enden und Ränder auszeichnet, wählte Kern für die Aufsätze über dem Architrav. Knorpelwerk, eine schon barocke Ornamentform mit muschelartigen Verdickungen, setzte er um die Wappen am Architrav und um die heute leeren Nischen am Sarkophag ein. Beider Ornamentformen bediente sich schon der einflussreiche niederländische Bildhauer und Architekt Cornelis Floris (1514–1575). Über Kunstschmiedearbeiten und Grafiken wurden diese Dekorformen im 16. und 17. Jahrhundert in Nord-europa bekannt.

Das Grabmal ist vollständig aus Alabaster gearbeitet, einem im Bergbau gewonnenen kristallinen Gips, der zwar feuchteempfindlich, aber leicht zu bearbeiten und mit polierter Oberfläche Marmor sehr ähnlich ist. Der Werkstoff war seit 1600 ein sehr beliebtes Material für Kunstwerke, die in Räumen, also witterungsgeschützt, aufgestellt wurden, so für Grabmäler und Kanzeln. Für das Wertheimer Grabmal wurde marmorierter Alabaster aus Forchtenberg, für die bildhauerisch wichtigen Teile aber, wie die Liegefiguren, weißer Alabaster aus Nordhausen in Thüringen verwendet.

8 Öhringen, Grabmal des Michael Kern für Graf Philipp von Hohenlohe-Neuenstein und seine Frau Maria in der evangelischen Stiftskirche, 1612 als Tumba aufgestellt, 1725 zum Wandgrabmal umgestaltet. Zustand 2009.

Stellenwert des Wertheimer Grabmals im Werk von Michael Kern

Michael Kern wurde 1580 in Forchtenberg als Sohn des gleichnamigen Vaters geboren. Er gehörte zur dritten Generation der in Forchtenberg ansässigen Bildhauerfamilie Kern. Bis 1601 machte er eine Lehre in Heilbronn bei Bildhauer und Werkmeister Jakob Müller (ca. 1565 bis nach 1611), ist aber weiterhin in Forchtenberg nachweisbar. Seit 1606 gehörte er in Würzburg der Maler- und Bildhauerzunft St. Lukas an, ein Jahr darauf ist er als Bürger von Würzburg aktenkundig. Dort heiratete er die Würzburgerin Christina, mit der er 20 Kinder bekam. 1610 übernahm er die väterliche Werkstatt und den Alabasterbruch in Forchtenberg. Ernann zum hohenlohischen Hofbildhauer, erhielt er Steuerfreiheit und galt 1634 als einer der drei reichsten Bürger Forchtenbergs. 62-jährig wurde er Bürgermeister dieser Stadt. Nach seinem Tod infolge der Ruhr 1649 gingen die Werkstatt und der Alabasterbruch an seinen Sohn Achilles Kern (1607–1691) über.

Michael III. Kern erhielt seine Aufträge vorwiegend von den Grafen von Hohenlohe und vom Fürstbischof von Würzburg. Er arbeitete Kanzeln, Altäre, überwiegend aber Grabmäler, dafür figürliche Reliefs und freiplastische Darstellungen, und diese vorwiegend aus Alabaster. Sein Steinmetzzeichen ist überliefert an zwei Grabmälern von 1600 und 1601 in der Forchtenberger Friedhofskirche. Unter Michael Kerns Arbeiten finden sich sechs Grab-





mäler, die in ihrem Material, ihrer Gestalt als Tumba und ihren Gliederungen mit der Wertheimer Arbeit vergleichbar sind.

Das 1607 in Auftrag gegebene und 1612 im Chor der evangelischen Stiftskirche in Öhringen aufgestellte Grabmal für den Grafen Philipp von Hohenlohe-Neuenstein und seine Frau Maria von Oranien-Nassau war ursprünglich eine Tumba. 1725 wurde das Grabmal an der Wand aufgestellt und neu zusammengesetzt. Kleidung der Toten und Attribute nehmen Zahlreiches vom Wertheimer Grabmal vorweg, so die Rüstung des Grafen, der Feldherrnstab und das Schwert in seinen Händen, ferner Helm, Handschuhe, Schlachtenreliefs und Putten (Abb. 8).

Ein weiteres Grabmal Michael Kerns in Tumbaform ist ebenfalls in der Stiftskirche in Öhringen erhalten. Es ist seit 1609 in der Gruft aufgestellt und trägt die Liegefigur des vierjährigen Grafen Georg V. von Erbach. Vergleichbar sind das Attribut Schwert, das der kleine Graf in seiner Linken hält, und die ebenfalls vier Putten an den Ecken, die hier Wappen halten.

Entfernt vergleichbar ist die Tumba für den Grafen Wolfgang II. (1545–1610) und seine Angehörigen, die, 1603 beauftragt, 1610 in der evangelischen Stadtkirche zu Weikersheim aufgestellt wurde. Bei der Renovierung der Kirche 1934 wurde das Grabmal entfernt und kam in das Schloss, wo es heute im Südflügel aufgestellt ist. Das Grabmal weist keine Liegefiguren auf. Den Seiten der Tumba sind als besonderer Schmuck insgesamt zwölf vollplastische Säulen vorgeblendet, die – wie die Säulen auf der Wertheimer Tumba – korinthische Kapitelle und Trophäenreliefs an den Schäften aufweisen (Abb. 9).

Von Anfang an für die Aufstellung an der Wand des Chors der evangelischen Stadtkirche in Michelstadt im Odenwald bestimmt war das Grabmal für den Grafen Friedrich M. von Erbach, das 1619/20, also kurz nach der Wertheimer Tumba, entstand. Auch den Grafen Friedrich hat Michael Kern in Rüstung dargestellt, allerdings mit gefalteten Händen.

Putten mit Wappen finden sich auch an diesem Grabmal, darin besonders ähnlich dem Epitaph für den kleinen Grafen in Öhringen.

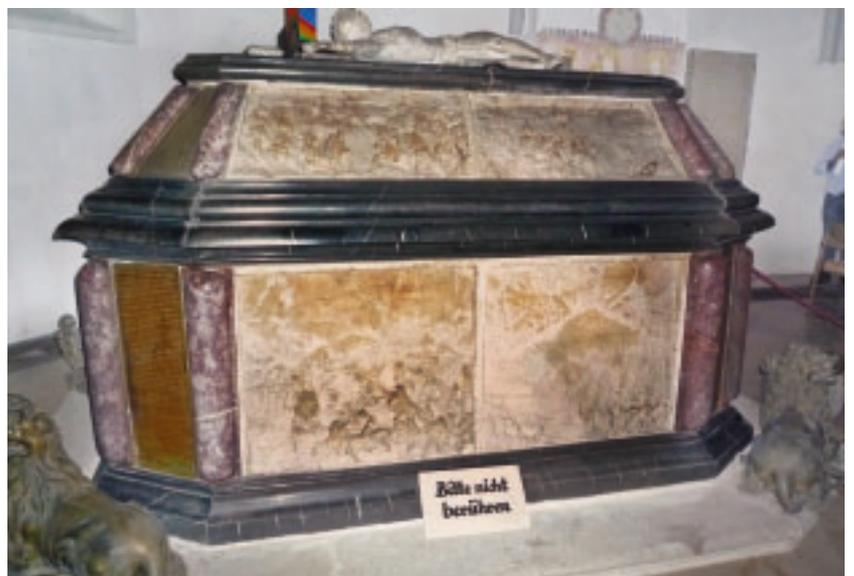
Die 1629/30 für den Chor der evangelischen Stiftskirche in Langenburg von Michael Kern geschaffene Doppeltumba für den Grafen Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg und seine Frau Anna-Maria weist nicht nur als Doppelgrabmal sehr viele Ähnlichkeiten mit dem Wertheimer Werk auf. Kleidung und Attribute der Totenfiguren ähneln sowohl denen beim später umgebauten Grabmal in Öhringen als auch denen der Wertheimer Bettlade, so die Rüstung des Grafen, der Feldherrnstab in seinen Händen und das Schwert, Helm und Handschuhe zu seinen Füßen, das Buch in den Händen der Gräfin sowie das Kissen und der Hund zu ihren Füßen, dann die zum Teil als Reliefs ausgearbeiteten Tafeln an der Tumba und die trauernden Putten, die allerdings hier nur am Kopfende auf dem anders als in Wertheim axial im Chor stehenden Grabmal sitzen (Abb. 10).

Das Grabmal für Feldmarschall Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein in der evangelischen Stadtkirche in Neuenstein, das Michael Kern 1630/34 geschaffen hat, ist deutlich schlichter als

9 Weikersheim, Tumba von Michael Kern für den Grafen Wolfgang II. und seine Angehörigen, 1610 bis 1934 in der evangelischen Stadtkirche, heute im Schloss aufgestellt. Zustand 1957.

10 Langenburg, Doppeltumba von Michael Kern für Graf Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg und seine Frau Anna-Maria in der evangelischen Stiftskirche, geschaffen 1629/30. Zustand 1989.

11 Neuenstein, evangelische Stadtkirche, Tumba für Feldmarschall Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein von 1630, das letzte Grabmal Michael Kerns. Zustand 2012.



Kerns Vorgängerwerke. Die Tumba, zu deren Aufnahme 1699 der Epitaphium genannte nordwestliche Anbau an die Kirche entstand, steht seit 1977 im Chor und ist hinsichtlich der Reliefs an den Ansichten, die Kriegsszenen zeigen, und der Löwen an den vier Ecken entfernt mit dem Wertheimer und dem noch älteren Öhringer Grabmal vor seinem Umbau vergleichbar. Im Neuensteiner, seinem letzten Grabmal hat sich Michael Kern vom Ornament gelöst und lässt hier vorwiegend die barocke Gestalt des Sarkophags mit seiner mansarddachartigen Abdeckung wirken (Abb. 11).

Vergleichbare Baldachingrabmäler

Die Tumba in der Stiftskirche in Wertheim von 1618 hat in Michael Kerns Werk eine Sonderstellung nicht nur aufgrund ihrer Größe. Mit ihr hat er das erste Baldachingrabmal in antikisierenden Formen in Süddeutschland geschaffen und zudem das einzige dieses Typus in seinem und im Werk der Bildhauerfamilie Kern.

Baldachingrabmäler sind erstmals im Hochmittelalter in Europa nachgewiesen. Vorbehalten waren sie besonders vornehmen Verstorbenen. Die meisten erhaltenen Beispiele stammen aus Spätmittelalter und früher Neuzeit. Für das Sebaldusgrab in Nürnberg, ein Reliquiengrabmal, wählte Peter Vischer ebenfalls diesen Typus. Das aus Messing gearbeitete, bis 1519 fertiggestellte Grabmal wird

durch den auf Säulen ruhenden Überbau gleichsam erhöht.

Ein bedeutendes spätmittelalterliches Baldachingrabmal für eine Herrscherperson findet sich in Burgund, in der Klosterkirche Nicolas-de-Tolentin in Bourg-en-Bresse. Es handelt sich um das Denkmal für Margarete von Österreich, die habsburgische Regentin von Burgund, das kurz nach 1530 entstanden ist. Das steinerne Grabmal ist mit spätgotischem Dekor überreich geschmückt, weist dabei einen auf vier Pfeilern ruhenden flach abschließenden Baldachin mit aufgehendem Maßwerk auf. Darunter – auf einer Platte – ruht die Liegefigur der Verstorbenen.

Gertrud Gradmann gibt in der auf ihrer Tübinger Dissertation aufbauenden Publikation von 1917 an, kein direktes Vorbild für das Wertheimer Baldachingrabmal gefunden zu haben. Eine entfernte Ähnlichkeit erkennt sie aber im Grabmal für Reinoud III. von Brederode und seine Frau Philippote von der Marck in der Großen Kirche in Vianen (Holland). Es handelt sich um eine Kalksteinarbeit im Stil der Renaissance aus der Zeit um 1550, vermutlich von dem in Cambrai gebürtigen Bildhauer Jacob Colijn de Nole. Auf einer Platte, die von Säulen getragen ist, liegen die Figuren des Paares, begleitet von Putten. Unter der Platte, durch die Säulen ein wenig dem direkten Blick verborgen, findet sich die Liegefigur eines halb verwest dargestellten Mannes. Übergriffen ist das Grabmal großräumig von einer steinernen Baldachinarchitektur, die unabhängig vom Grabmal auf Säulen über einer vorgesetzten Balustrade ruht, dies die mutmaßliche Arbeit des Jacob van Campen. Campen (1595–1657) war aber erst nach seiner Rückkehr aus Italien ab 1621 in den Niederlanden als Architekt tätig. Die Kombination von Grabmal mit Baldachin in Vianen dürfte also erst nach Schaffung der Wertheimer Bettlade entstanden sein. Die von Gradmann angenommene Vorbildfunktion für das Wertheimer Grabmal ist also unwahrscheinlich. Der Wertheimer Bettlade ähnlicher sind die Königsgrabmäler im mittelalterlichen Dom zu Roskilde (Dänemark). In der traditionellen Begräbnisstätte der dänischen Könige stehen in einer Kapelle, der so genannten Dreikönigskapelle, gleich zwei mit dem Wertheimer Grabmal vergleichbare Baldachingrabmäler. Eines ist dem 1559 verstorbenen König Christian III. gewidmet. Geschaffen hat dieses der Antwerpener Cornelis Floris von 1568 bis kurz vor seinem Tod 1575. Das Grabmal ist aus Marmor, die feineren Skulpturen sind aus Alabaster gearbeitet. Die Formen sind weniger der Spätrenaissance als – weil tief durchgearbeitet und dramatisch komponiert – bereits dem Barock zuzuordnen. Auf der Tumba liegt Christian in Rüstung, neben ihm Helm und Handschuhe. Säulen tragen den Baldachin mit einem aufwendig pro-

12 Roskilde (Dänemark), Grabmäler im Dom für König Christian III. von 1575 (links) und König Frederik II. von 1598 (rechts).



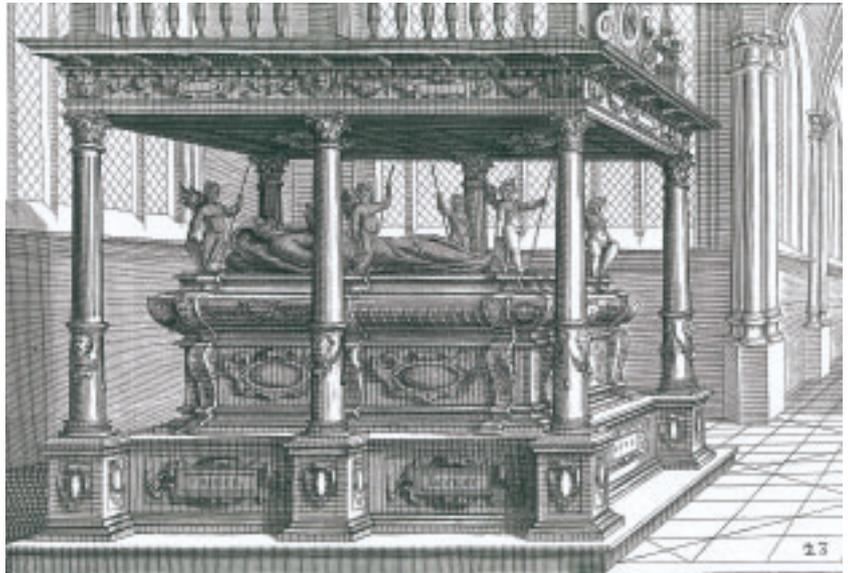
filierten Architrav, auf dessen Ecken Engelchen mit trauenden Mienen sitzen (Abb. 13).

Das zweite Grabmal in der Kapelle des Doms zu Roskilde besteht aus den gleichen Materialien und ist dem 1588 verstorbenen König Frederik II. gewidmet. Es wurde in den Jahren 1594 bis 1598 vom Bildhauer Geert van Egen geschaffen. Auch hier ist die Liegefigur in Rüstung dargestellt und sind ihr die Attribute Helm und Handschuhe, aber auch ein Schwert beigegeben. Umstanden ist die Tumba von zwölf Säulen über einem an den Ecken eingezogenen, folglich achteckigen Grundriss. Auch hier ist der Architrav aufwendig profiliert. Ebenso zeigt das Grabmal Reliefs von Schlachten auf seinen Sockelfeldern. Allerdings dürfte Kern diese Grabmäler nicht gekannt oder von ihnen erfahren haben.

Die Ähnlichkeiten der Wertheimer Bettlade mit nordeuropäischen Baldachingrabmälern beruhen wohl auf Anregungen aus niederländischen Stichwerken. So erkennt auch Gradmann den Einfluss des Stichwerks von Hans Vredeman de Vries auf Kerns Wertheimer Grabmal. Sie bezieht sich dabei auf ein Werk von de Vries aus dem Jahre 1563 mit dem Titel *Coenotaphiorum Formae*. In seinem bekannteren Kupferstichwerk *Perspective*, erschienen ab 1599, findet sich die Grafik eines sehr ähnlichen Baldachingrabmals in Formen der Renaissance. Möglicherweise kannte Kern dieses Stichwerk, denn auch die Perspektive seiner Entwurfszeichnung für Wertheim scheint auf diese Tafel zurückzugehen, ebenso der flache, nicht gewölbte Baldachin mit antikisch gegliedertem Architrav, die durch Reliefs geschmückten Säulenschäfte und die Rechteckfelder – hier im Sockel – mit Inschriften. Fortlaufend gelesen lauten sie *VRIESE INVENT 1605* (Abb. 13).

Vergleicht man die realisierten Grabmäler in Wertheim und Roskilde mit dem Grabmal-Entwurf von de Vries, so kommt man zu dem Schluss, dass Kern sich wohl am Stichwerk von de Vries orientiert hat. Auch sein Wertheimer Baldachingrabmal zeigt weniger eine barockhaft tiefe Durchgliederung wie bei den Grabmälern in Roskilde, als mehr flaches Relief an Tumba, Säulenschäften und Architrav und Dekorrelief wie im de Vries'schen Stich.

Als Baldachingrabmal der frühen Neuzeit stellt das Wertheimer Grabmal das einzige Grabmal dieses nordeuropäisch beeinflussten Typs sowohl im Werk der Bildhauerfamilie Kern als auch in Süddeutschland dar. In seiner umfangreichen Überlieferung in Formen der Spätrenaissance und des Barock sowie angesichts seines original beibehaltenen Standorts ist es von besonderer kulturhistorischer Seltenheit und Bedeutung. Seine Erhaltung ist daher ein besonderes öffentliches Anliegen, das in den letzten Jahren zugleich zur Herausforderung für die Denkmalpflege wurde.



Literatur und Quellen

Oliver Meys: *Memoria und Bekenntnis. Die Grabdenkmäler evangelischer Landesherren ...*, Regensburg 2009, S. 111–121, 794–808, 842–845, 847, 854 f.

Andrea Baresel-Brand: *Grabdenkmäler nordeuropäischer Fürstenhäuser im Zeitalter der Renaissance 1550–1650*, Kiel 2007, S. 29, 30, 80–95, 113–117.

Vera Schneider: *Michael Kern (1580–1649), Leben und Werk eines deutschen Bildhauers zwischen Renaissance und Barock*, Ostfildern 2003.

Judith Breuer: Die kultur- und kunsthistorische Bedeutung des Hatzfeld-Grabmals in Laudenbach, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 31/4, 2002, S. 208–219.

Vera Schneider: Michael Kern III, in: *Die Künstlerfamilie Kern 1529–1691*, Sigmaringen 1998, S. 33–101.

Judith Wipfler: Der Chor der Wertheimer Stiftskirche als herrschaftliche Grablege. Die Epitaphien der Regenten bis ins frühe 17. Jahrhundert, in *Wertheimer Jahrbuch* 1996, S. 88, 162–178.

Gertrud Gradmann: *Die Monumentalwerke der Bildhauerfamilie Kern*, Straßburg 1917, S. 5–9, 11–49, 53–56, 59–64, 67–71, 166–170.

Robert Hedicke: *Cornelis Floris und die Florisdekoration. Studien zur niederländischen und deutschen Kunst im XVI. Jahrhundert*, Berlin 1913, S. 53 ff.

Alfred Klemm: *Württembergische Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750*, Stuttgart 1882, S. 185 f.

Praktischer Hinweis

Die evangelische Stiftskirche, Mühlenstraße 1, ist täglich von 8 bis 18 Uhr, im Winter bis 17 Uhr geöffnet. Gottesdienst sonntags ab 10 Uhr.

Dr. Judith Breuer
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Esslingen

13 Hans Vredeman de Vries, Entwurf für ein Baldachingrabmal, bezeichnet 1605, mögliches Vorbild für das Wertheimer Baldachingrabmal.



Nach Einsturzgefahr wieder dauerhaft konserviert: die Wertheimer „Bettlade“ Dokumentation, Voruntersuchung und Maßnahmen am Alabasterkunstwerk

Fünf Jahre beschäftigten sich Fachleute mit der Untersuchung und Konservierung des Baldachingrabmals Ludwigs von Löwenstein-Wertheim und seiner Frau Anna in der Stiftskirche zu Wertheim. Seit Herbst 2015 kann die Wertheimer „Bettlade“ nun wieder in angemessener Pracht vor Ort besichtigt werden. Beunruhigt durch klaffende Fugen, gelöste Säulen, Risse sowie Abplatzungen im Steinmaterial sah sich das Landesamt für Denkmalpflege bereits 2010 veranlasst, eine exakte Bestands- und Zustandsaufnahme vom Grabmal in Auftrag zu geben. Auf der Grundlage von eigens angefertigten maßstäblichen Fotoaufnahmen durch den Fachbereich Baudokumentation des Landesamts für Denkmalpflege erfolgte zuerst eine differenzierte Kartierung aller optisch feststellbaren Materialien (Abb. 2). Das Augenmerk galt dabei allen vier Ansichtsseiten sowie der Untersicht des Baldachins und der Aufsicht der liegenden Skulpturen. Es folgte die detaillierte Erfassung des Zustands mit der Kartierung sämtlicher Schäden. Das Ergebnis war alarmierend: Das Grabmal war in seiner Standsicherheit akut gefährdet. Zur Restaurierung wurde das Grabmal ab- und nach Ende der Maßnahmen wieder vor Ort aufgebaut (Abb. 1). Zur kultur- und kunsthistorischen Bedeutung der „Bettlade“ vergleiche auch den Beitrag von Judith Breuer in diesem Heft.

Frank Eger/Otto Wölbart

Restaurierungsgeschichte, Material und Konstruktion

Eine erste begleitende Auswertung des zur Verfügung stehenden Archivmaterials und der Literatur ergab zunächst leider keine schlüssige Auskunft über die bisherige Restaurierungsgeschichte des Grabmals. Judith Wipfler nennt in ihrem Beitrag im Wertheimer Jahrbuch von 1996 verschiedene Maßnahmen, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert im Chor der Wertheimer Stiftskirche durchgeführt wurden. 1906 wurden alle Grabmäler restauriert und mit Ausnahme der Bettlade umgestellt. 1923 soll eine Reparatur der Bettlade erfolgt sein. Zum Teil widersprechen sich jedoch fotografische Aufnahmen und Literatur. Auch konnten festgestellte Materialien, wie beispielsweise Kunstharzkleber, keiner der erwähnten Maßnahmen zeitlich zugeordnet werden. Eine weitere Auswertung der Quellen wäre während der Maßnahme sinnvoll gewesen, doch wurde dem Landesamt dieses Archivmaterial nicht zugänglich gemacht.

Das einlagige Postament besteht aus rotem Main-sandstein, die darüber errichtete Grablege mit Baldachin aus verschiedenen Alabastern. Die Hauptmaterialien, die Kern wohl eigenhändig bearbeitet hat, waren Alabaster sowohl aus Forchtenberg



1 Restauratoren bei der Vorbereitung des Abbaus, 2011.

(wohl der Bruch im Besitz der Familie Kern) als auch aus Thüringen. Beide Materialvarietäten sind sowohl optisch klar zu unterscheiden (der thüringische Alabaster ist weiß und hat weniger Textur) als auch archivalisch eindeutig belegt. Auch die differenzierte Verwendung der beiden unterschiedlichen Alabastervarietäten ist vom Künstler gewollt und strikt durchgehalten. Die rein weiße Varietät aus Thüringen wurde zur Herstellung der figuralen und ornamentalen Teile benutzt; die stärker gebänderte, graubräunliche bis bläuliche Varietät aus Forchtenberg wurde in der Architektur verwendet. Bedingt durch den nur kleinteilig verfügbaren Alabaster hat Kern viele Einzelstücke mit Gipsmörtel und Eisenklammern beziehungsweise Eisendübeln zu vermeintlich großen Blöcken zusammengefügt. Nachdem die korrodierenden Eisenteile als wesentliche Schadensursache feststanden, wurden die visuellen Untersuchungen erweitert und ein Metalldetektor zu Hilfe genommen. Dabei stellte man vor allem bei den beiden liegenden Skulpturen sehr viele verborgene Eisen fest. Gerade die teilweise extreme Korrosion einzelner Klammern und Dübel erwies sich im Laufe der Untersuchungen als das Hauptproblem für das Denkmal.

Schadensbild und Handlungsbedarf

Da das Grabmal in der Mitte des Chores ohne jegliche Sperre auf der durchfeuchteten Fläche des Chorbodens stand und die Eisen mittels Gips eingesetzt waren, hatte sich die sehr starke Korrosion in den Eisenteilen wohl über die Jahrhunderte eingestellt. Diese führte nicht nur im unteren Bereich des Grabmals zu Rissen und Brüchen im Alabastermaterial selbst, sondern auch zu sehr unterschiedlichen Hebungen und Lastverlagerungen. Diese waren an der gesamten Grabmalkonstruktion, besonders aber im Baldachinbereich feststellbar. Teils waren die schlanken Säulen durch die Metallkorrosion um mehrere Zentimeter angehoben, teils hingen die ursprünglich tragenden Säulen nunmehr am Baldachingebälk.

Die ergänzende Metalluntersuchung kam zu dem alarmierenden Ergebnis, dass das Grabmal akut in seiner Standsicherheit gefährdet war und dringender Handlungsbedarf bestand. Alle verwendeten Eisenklammern und -dübel waren, bis auf die Unterzüge des Baldachingebälks, verdeckt eingebaut und für eine Korrosionsbehandlung oder für einen Austausch somit nicht zugänglich. So zeichnete es sich schließlich als unumgänglich ab, das Grabmal zur Behebung der eigentlichen Schadensursache abzubauen. Das Landesamt für Denkmalpflege schlug daher der Kirchengemeinde Wertheim den Abbau des Grabmals vor, obwohl dadurch sämtliche originalen Setzmörtel entfernt werden mussten. Die langwierige und schwierige



Abwägung erfolgte interdisziplinär unter Berücksichtigung der verschiedenen Lösungsansätze beziehungsweise Maßnahmenpläne in engem Austausch mit der Kirchengemeinde. Die statisch konstruktiven Gründe wurden ebenso beachtet wie der mögliche langfristige Erfolg der Maßnahmen in Relation zu den zu erwartenden Kosten. Die Entscheidung zum Abbau verlangte weitere Untersuchungen zur Konstruktion des Grabmals im Detail, wie auch naturwissenschaftliche Analysen zum originalen Versetzmörtel Gips. Ebenso war zu klären, wie und womit zerstörtes Metall ersetzt und wie zu erhaltende Eisenteile konserviert werden könnten. Auf Grundlage des so erarbeiteten Maßnahmenkonzepts wurde schließlich der Auftrag seitens der Kirchengemeinde zum Abbau und zur Restaurierung des Grabmals an einen freien Fachrestaurator erteilt. Die fachrestauratorische und denkmalpflegerische Betreuung erfolgte durch das Landesamt für Denkmalpflege, die Bauleitung oblag einem Wertheimer Architekturbüro.

Kleine Werkstücke, Metall, Gips und leider auch Feuchtigkeit

Da üblicherweise nur jeweils kleine homogene Blöcke aus den Alabasterbrüchen gewonnen werden konnten, besteht die Bettlade aus einigen 100 Werkstücken, so setzte Bildhauer Kern zum Beispiel die Liegefigur des Grafen aus insgesamt 32 Einzelstücken zusammen (Abb. 3).

- Alabaster grau gebänderte Varietät
- Alabaster hellbeigefarbene Varietät, z.T. genetzt
- Alabaster andere Varietäten
- Metalldübel
- Metallteile
- Metallteile verdeckt
- Metallnägel
- Mörtelkittung
- geklebte Brüche
- Kunstharzkleber
- Farbfassung
- Kalkputz
- zementhaltige Putzausbesserung
- Ziegel
- Signalfelder des Metalldetektors
→ Metall verbaut

2 Materialbestand an der Westseite des Wertheimer Baldachingrabmals, Mai 2010.

3 Die gräflichen Liegefiguren mit Kennzeichnung der Einzelwerksteine vor Abbau, 2013.

An den Werkstücken wurden zudem eine ganze Reihe verschiedener Steinbearbeitungsspuren festgestellt. Aufgrund der Tatsache, dass sich Alabaster im bruchfrischen Zustand schnitzen lässt, konnten hierzu auch die entsprechenden Schnitz- sowie Sägespuren festgestellt werden. Auf den Rückseiten der Werksteine gab es auch deutliche Spitz-, Schlag- und Scharrierhiebe. Die abschließende historische Oberflächenbearbeitung der Werksteine war jedoch ein Feinschliff ohne zusätzliche Politur.

Zur Verbindung der einzelnen Werksteine hatten Kern und seine Mitarbeiter Eisendübel und Eisenhaken verwendet, die im Laufe der Jahrhunderte stark korrodiert waren (Abb. 4). Durch die Volumenzunahme der Korrosionsprodukte bildeten sich Risse und Verfärbungen im Alabaster.

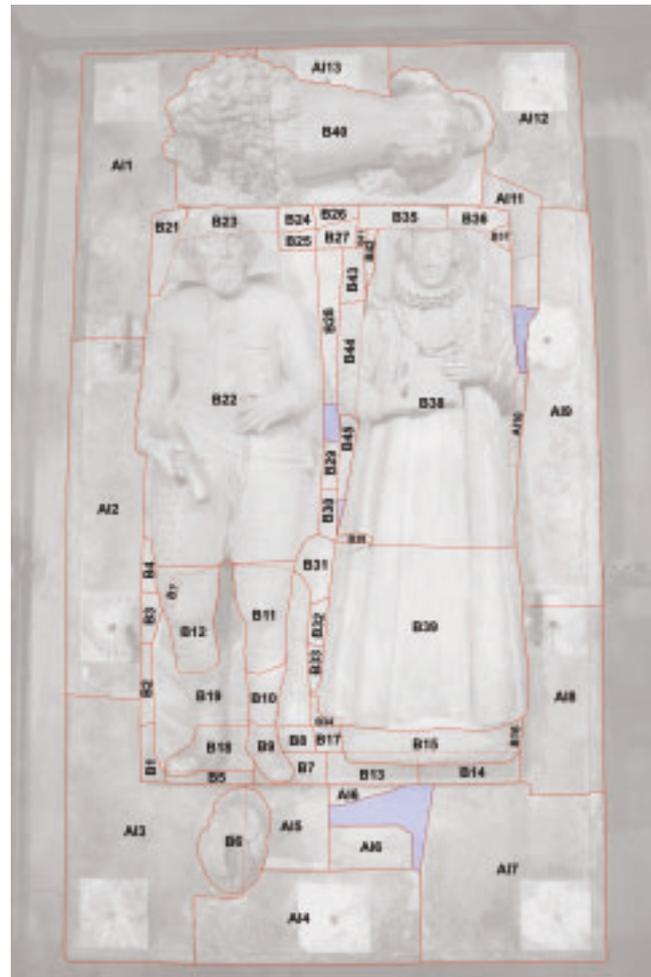
Die Alabasterstücke waren mittels eines Gipsmörtels verklebt. Notwendige kleinere Steinerergänzungen wurden ebenfalls bereits bauzeitlich mittels Gipsmörtel durchgeführt und anschließend lasiert. Die Werksteine waren in dünnem Gipsmörtel versetzt, die Fugenbreiten beliefen sich dabei auf 1 bis 3 mm.

Bedingt durch den Standort des Chores am Fuße des Burghangs am Ausläufer einer Wasserader, durch die bis in die 1980er Jahre unzureichende Drainierung des Chors und wegen der immer wiederkehrenden Überschwemmungen der Wertheimer Altstadt durch Tauber und Main war es zu erheblicher Durchfeuchtung und infolgedessen zu immenser Korrosion der historischen Halteeisen gekommen, vor allem im unteren Bereich des Grabmals. So waren frühere Pressfugen auf eine Weite von 2 bis 3 cm aufgegangen. Die dabei entstandenen Verformungen am Baldachin konnten an den Säulen abgelesen werden. Teilweise lag der Baldachin nicht mehr auf den Säulenkapitellen auf beziehungsweise hatten sich Säulen über 2,5 cm von der Tumba abgelöst und hingen an den korrodierten Eisendübeln des Baldachins (Abb. 5).

Die statische Sicherheit der Bettlade war also zunehmend gefährdet; es bestand sogar Einsturzgefahr, weshalb der vollständige Abbau des Grabmals unumgänglich war.

Abbau der Bettlade und richtige Mörtelrezeptur

Der Abbau der Bettlade gewährte einen Einblick in die komplexe Versetztechnik im Baldachinbereich. Dieser erscheint nach außen hin als massives Bauteil, erwies sich jedoch beim Abbau als komplexe, dabei leichte Konstruktion aus kleinen Werksteinen, die die Säulen nur wenig belasten. Einzelne Werkstücke, die von unten betrachtet massiv scheinen, setzen sich in Wahrheit aus mehreren dünnen Steinplatten zusammen, die sich,



perfekt ausgearbeitet, ansatzlos zusammenfügen. Um dieser Komplexität der Baukonstruktion gerecht zu werden und um für den Wiederaufbau detaillierte Informationen zu haben, wurden im Zuge des Abbaus verformungsgerechte Aufmaße jeder Steinschicht erstellt. Teilweise wurden die Werksteine auf Schablonit im Maßstab 1:1 eingezeichnet. Jeder einzelne Stein wurde mit Schicht- und individueller Steinnummer versehen und digital aufgenommen. Höhenlinien der Steinschichten wurden mit Laser im Chor markiert und die Fußplatten der Tumba auf der einstufigen Treppenanlage exakt eingemessen.

Versteckte Zuganker an den Säulen wurden lokalisiert und in der zuvor befundmäßig ermittelten Reihenfolge ausgebaut, um ein späteres Wiedereinbauen in umgekehrter Reihenfolge exakt zu gewährleisten. Befunde und Fundstücke wurden akribisch aufgenommen und archiviert. Der Abbau der Tumba zeigte, dass für den tragenden Kern teilweise Bauschutt und unterschiedlichste Ziegelsteine sowie regionale Sandsteinplatten verwendet worden waren. Als Mauermörtel wurde Kalkmörtel festgestellt.

Beim Abbau des Grabmals zeigte sich auch, dass der verwendete historische Gipsmörtel deutlich weicher als der Alabastermarmor war, gut anhaftete und an den historischen Halteeisen im Balda-

4 Korrodierte Halteeisen im Baldachingrabmal, 2012.

5 Verformter und abgerissener Säulenfuß. Zustand 2012.



chinbereich nur zu leichter Kontaktkorrosion am Eisen geführt hatte. Auch dort, wo durch starke Feuchteaufnahme das Eisen fast komplett korrodiert war, führte die Volumenzunahme lediglich dann zu Schäden durch Rostsprengung, wenn nur wenig Gipsmörtel den Eisendübel umgab beziehungsweise der Eisendübel eng am Dübelloch anlag. An größer gearbeiteten Dübellöchern konnte der weiche Gipsmörtel nachgeben, sodass es zu keiner Rostsprengung am Alabaster kam.

Aufgrund dieser Beobachtungen und der Tatsache, dass der Gipsmörtel seit 400 Jahren gut funktionierte und die immensen Bewegungen durch die Rostsprengung an den Werkstücken ideal abgepuffert hatte, entschieden sich die Projektbeteiligten nach eingehenden Überlegungen für den erneuten Einsatz eines Gipsmörtels, angelehnt an den historischen Versetzmörtel. Dieser wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Otto-Graf-Institut an der Materialprüfungsanstalt Universität Stuttgart neu entwickelt. Dazu wurden nach dem Abbau des Grabmals Materialproben der historischen Versetzmörtel und des Alabasters für die erforderlichen naturwissenschaftlichen Analysen entnommen. Ziele der Untersuchungen waren eine möglichst genaue Materialbestimmung des Alabasters und die Nachstellung eines geeigneten Versetzmörtels für den Wiederaufbau. Als besondere Anforderungen wurden formuliert:

- Konzeption eines Versetzmörtels mit längerer Abbindezeit, damit die Werksteine ohne Zeitdruck millimetergenau versetzt werden können.
- Konzeption eines Antrags- und Kittmörtels, der bereits nach kurzer Abbindezeit eine gute Anhaftung zeigt.
- Die zu entwickelnden Mörtel müssen deutlich unter den physikalisch-mechanischen Werten des Alabasters liegen, damit es nicht zu Spannungen im Mauerwerk kommt beziehungsweise diese durch den weicheren Mörtel abgepuffert werden.
- Der Mörtel muss eine gute Anhaftung sowohl an Alabaster als auch an den historischen Gipsmörtelergänzungen haben.
- Die neu konzipierten Mörtel dürfen auf Dauer zu keinerlei Zunahme der Härte neigen.
- Die Antrags- und Kittmörtel müssen für kleinteilige Anböschungen auf Null auslaufen können, dürfen also keine Mindestdicke zum Abbinden benötigen.

Eine erste Auswahl geeigneter Gipsbindemittel auf der Basis von Naturgipsen (als Rohstoffgrundlage) wurde von Markus Rube im Rahmen seiner Bachelor-Thesis an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim getroffen. Darauf aufbauend wurden weitere Versuche zur Modifizierung und Einstellung des neuen Versetz-



mörtels mit besonders langer Offenzeit durchgeführt. Die abschließenden Weiterentwicklungen bis zur fertigen Rezeptur erfolgten im Labor der Materialprüfungsanstalt unter der Leitung von Friedrich Grüner.

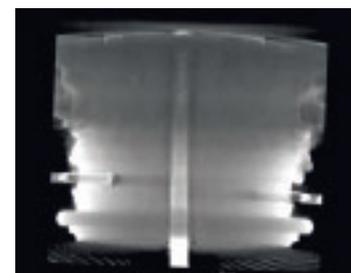
Restaurierung in der Werkstatt

Für die bildhauerischen Einzelemente wurden Transportkisten angefertigt. Diese kamen dann – gut gepolstert – im geschlossenen Lastwagen in die Werkstatt. Die über einen längeren Zeitraum in der Kirche festgestellten Klimabedingungen wurden im Atelier, kontrolliert über Klimageräte, ebenfalls für die Dauer der Restaurierung nachgestellt.

Die Reinigung des Alabasters erfolgte vor allem trocken, um das teilweise feuchtegeschädigte und feuchteempfindliche Steinmaterial nicht zusätzlich zu beanspruchen. Es wurden verschiedene Reinigungsmethoden erprobt (Abb. 6). Neben Mikrosandstrahlverfahren und mit unterschiedlichsten Strahlmitteln wurden auch solche mittels Lasertechnik versucht. Letztlich erwies sich das Mikrosandstrahlverfahren beim Senken des Drucks unter 1 bar und bei Verwendung von Edelkorund als Strahlmittel als die schonendste und beste Reinigungsmethode.

6 Relief von der Westseite des Wertheimer Grabmals mit Mann in antiker Rüstung, vielleicht Goliath, mit Muster einer Reinigung nach Mikrosandstrahlverfahren mit Edelkorund und nach der Reinigung, Zustände 2012 und 2015.

7 Kernspintomografie eines Kapitells der Bettlade mit erkennbaren Schatten der hier korrosionsfreien Eisenteile.





8 Die gräfliche Tumba in Wertheim mit neu gemauertem Ziegelkern beim Wiederaufbau, August 2014.

Mittels mobilem Röntgengerät wurden diverse Bauteile im Atelier und ein ausgebautes Kapitell (Abb. 7) in einem stationären Tomografen in Aalen durchleuchtet, um, ohne sie auseinanderzubauen, entsprechende Informationen bezüglich versteckter Eisen und deren Zustand zu erhalten. Alle Eisen, die sich korrodiert zeigten, wurden ausgebaut und durch Edelstahlanker ersetzt. Um eine Gefährdung des Edelstahls durch im Steinmaterial eingewanderte Restprodukte der Eisenkorrosion zu vermeiden, wurden die Edelstahlanker mit einem vierschichtigen Polyurethan-(PU-)System behandelt. Im Bereich des Baldachins wurden die alten, nur leicht angerosteten, bauzeitlichen Eisenhaken und Zugeisen entrostet, ebenfalls mit dem PU-System versehen und wieder verwendet. Da die Feuchtebelastung im Chor bereits zurückgegangen ist und bei der geplanten Außenrestaurierung der Kirche weiter reduziert werden soll, ist davon auszugehen, dass es zu keiner schädigenden Feuchte mehr in der Kirche kommen wird und somit auch die Erhaltung historischer Eisen unproblematisch ist.

Risse oder Bruchstücke wurden, wo unbedingt notwendig, mittels Epoxidharz und geringstmöglich dimensionierten Edelstahl-Gewindestäben vernadelt. Die eigentliche Rissverfüllung sowie die Kittungen, die Anböschungen und die Steiner-gänzungen erfolgten mit dem neu entwickelten Gipsmörtel. Dieser wurde nicht eingefärbt, aber abschließend mittels Retusche farblich angepasst. Farbfassungsreste konnten am gesamten Grabmal lediglich an den Flügeln der Putten festgestellt werden. Mit dem Technoskop wurden eine gelbe und eine rote Farbschicht eindeutig identifiziert. Zu vermuten ist, dass es sich dabei um die Grundierschicht einer ursprünglichen Vergoldung handelt. An keiner Stelle sind jedoch Reste von Vergoldung oder eines Anlegeöls auszumachen. Die Intention des Farbauftrags kann derzeit also nicht geklärt werden. Ein Hinweis auf eine Gestaltungsabsicht ist, dass der Farbauftrag nur an den Flügeln der Putten erfolgte und der Ansetzmörtel der Flügel ein anderer Mörtel als der hauptsächlich verwendete Gipsmörtel ist. Vielleicht erfolgte eine Bemalung im Zuge einer Reparatur. Die Fassungsreste muss-

ten mit einer Acrylatlösung fixiert und gefestigt werden und sind damit für zukünftige Untersuchungen konserviert.

An den Reliefplatten im Baldachinhimmel wurden Reste von Modellierton an Hinterschnidungen festgestellt. Dies lässt vermuten, dass irgendwann einmal von den Reliefplatten Abgüsse hergestellt worden sind.

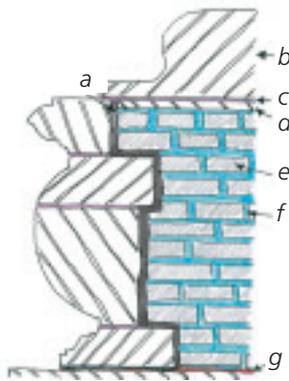
Wiederaufbau und Fertigstellung

Der Wiederaufbau im Chor der Stiftskirche erfolgte über einer durchgängigen Horizontalabdichtung aus Walzblei. Die erste Steinschicht wurde darauf mit Trasskalkmörtel vermauert. Sukzessive wurden dann immer maximal zwei Werksteinschichten mit Gipsmörtel versetzt. Im Anschluss daran wurde der Kern aus Ziegelvollsteinen im Verband gemauert (Abb. 8; 9). Als Mörtel wurde ein Kalkmörtel – zur besseren Abbindung – mit geringem Zuschlag von Suevittrass gewählt. Um eine eventuelle Ettringitbildung zwischen Trassmörtel im Ziegelmauerwerk und Gipsmörtel in den Alabasterwerksteinen zu verhindern, wurde dazwischen ein 2 cm dicker Sumpfkalkmörtel als Puffer eingebracht. Die Werksteine wurden nach den Aufmaßplänen wieder millimetergenau positioniert. Nach einer entsprechenden Trocknungsphase von drei bis vier Wochen wurden weitere zwei Werksteinschichten der Tumba versetzt.

Diese sukzessive Vorgehensweise sollte verhindern, dass zu viel Feuchtigkeit im Mauerwerkskern eingesperrt wird und später über den Alabastermarmor zu diffundieren droht. Als abschließende Schicht über dem Mauerwerkskern wurde eine Marmorplatte eingebaut, auf welcher die vielen Einzelteile der Liegefiguren exakt ausgerichtet und anschließend mit Gipsmörtel versetzt werden konnten.

Die Säulen, die in der Regel aus vier bis fünf Einzelstücken bestehen, wurden im Atelier vormontiert und dann auf der Baustelle als Gesamtstücke versetzt. Die Zugeisen zwischen den einzelnen Kapitellen wurden nach Schablone ausgerichtet, noch bevor die erste Werksteinschicht des Baldachins aufgesetzt worden ist. Die Zugeisen wurden in die entsprechende Nut an der Werksteinunterseite millimetergenau eingeführt. Der neu konzipierte Gipsmörtel als Versetz- und als Steiner-gänzungsmörtel erfüllte dabei hervorragend seinen Zweck.

Abschließend wurden die Fruchtgehänge montiert. Hierzu wurde ein 6 mm dicker Edelstahldraht verwendet, um die radiale Form der ursprünglichen Aufhängung zu erreichen. Um zum einen den Edelstahldraht für die Einhängung in den Ösen, die an den Kapitellen angebracht sind, biegen zu können und zum anderen die einzelnen,



9 Schnitt durch die Tumba mit Darstellung des Wiederaufbaus, 2012.

- a Sumpfkalkmörtel
- b Alabastermarmor
- c Gipsversetzmörtel
- d Marmorplatte
- e Ziegelstein
- f Trasskalkmörtel
- g Walzblei

sehr dünnen und fragilen aus Alabaster geschnitzten Früchte daran auffädeln zu können, wurde der Draht in der Mitte gestoßen und mittels Innengewinde und einer entsprechenden Edelstahl-schraube miteinander verschraubt. Zum Abschluss der Arbeiten erfolgte auch hier eine Schlussretusche.

Die entsprechend umfangreiche Dokumentation der Arbeiten erfolgte digital in Schrift und Bild, die Maßnahmenkartierung mittels eines digitalen Kartiersystems. Sie wurden bei der Kirchengemeinde und im Archiv des Landesamts für Denkmalpflege in Esslingen hinterlegt.

Finanziell gefördert wurde die Maßnahme aus Mitteln der Landesdenkmalpflege, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz sowie über das Denkmalschutz-Sonderprogramm des Bundes in Höhe von fast 250 000 Euro. Das seltene Baldachingrabmal ist seit Herbst 2015 wieder komplett am originalen Standort aufgebaut und nachhaltig konserviert. Dabei hat es auch in weiten Teilen sein ursprüngliches Erscheinungsbild wieder gewonnen und ist somit in seinem künstlerischen Wert besser erfahrbar geworden (Abb. 10).

Literatur und Quellen

Friedrich Grüner/Frank Eger: Das Baldachingrab des Grafen Ludwig III. von Löwenstein aus Alabaster in Wertheim, in: Natursteinsanierung Stuttgart 2015 – Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele, Band zur Tagung in Stuttgart 2015, S. 43–66.

Markus Rübe: Untersuchung zu Naturgips-Eignung

als Versetzmörtel in Anlehnung an historisch verbauten Gips für ein Alabaster-Grabmal in der Stiftskirche zu Wertheim, unveröffentlichte Bachelor-Thesis an der HAWK Hildesheim 2012.

Henning Argow: Untersuchung zum Einfluss von historischen Verzögerungsmitteln auf die Eigenschaften von Gips, unveröffentlichte Master-Thesis an der HAWK Hildesheim, 2010.

Sara Larisch: Baldachingrabmal Graf Ludwigs III. von Löwenstein-Wertheim und Anna von Stolberg (1616–1618), Bestandsaufnahme, Zustandserfassung, Maßnahmenvorschlag, Esslingen 2010 (unveröffentlichtes Manuskript).

Vgl. auch Hinweise bei Beitrag von J. Breuer.

Für die tomografische Aufnahme eines Kapitells dankt das Landesamt Stephan Tomaschko, Carl Zeiss Industrielle Messtechnik GmbH, Essingen.

Praktischer Hinweis

Die evangelische Stiftskirche, Mühlenstraße 1, ist täglich von 8 bis 18 Uhr, im Winter bis 17 Uhr geöffnet. Gottesdienst sonntags ab 10 Uhr.

Dipl.-Rest. Frank Eger (FH)

*Dorfbachstraße 10
72336 Balingen-Ostdorf*

Otto Wölbart

*Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Esslingen*

Glossar

Edelkorund

Korund ist eine Modifikation von Aluminiumoxid ($\alpha\text{-Al}_2\text{O}_3$) und gehört zur Mineralklasse der Oxide und Hydroxide, in besonders feinen Körnungen $<300\ \mu$ eignet es sich als Strahlgut in Mikrosandstrahlgeräten.

Ettringit

Selten vorkommendes Mineral aus der Mineralklasse der wasserhaltigen Sulfate. Im Mörtelgefüge kann es zuerst zur Bildung von Monosulfat kommen, das sich dann zu Ettringit umkristallisiert. Dieser Vorgang, als Ettringit-Treiben oder Sulfat-Treiben bezeichnet, führt zu einer dreifachen Volumenvergrößerung.

Schablonit

Transparentfolie, die absolut verzerrungsfrei und unempfindlich gegen Wasser, Öle und Fette ist. Sie eignet sich u. a. für die Anfertigung von 1:1-Schablonen.

Suevittrass

Suevit ist ein so genannter Impaktit, ein im Nördlinger Ries bei einem Meteoriteneinschlag entstandenes Gestein. Der Suevit- oder Bayerischer Trass neigt, anders als der Rheinische Trass, nicht zur Ettringitbildung.

Technoskop

Stereomikroskop für zerstörungs- und berührungsfreie mikroskopische Untersuchungen an Kunst- und Kulturgut. Hier wurde es verbunden mit einer digitalen Fotoeinheit eingesetzt, um Befunde im Makrobereich bildlich dokumentieren zu können.

10 Das wiederaufgebaute und retuschierte Baldachingrabmal in der Stiftskirche Wertheim, Westseite, Oktober 2015.





Die spätbarocken Giebelstuckaturen von Johann Michael Feichtmayr dem Jüngeren am Corps de Logis des Bruchsaler Schlosses Zur Restaurierung eines Fassadenstücks aus dem 18. Jahrhundert

Die Restaurierung der monumentalen Giebelstuckaturen aus dem Jahre 1753 von Johann Michael Feichtmayr auf der Ehrenhofseite am Corps de Logis des Bruchsaler Schlosses erbrachte neue Erkenntnisse über die Werktechnik eines bedeutenden Stuckateurs der Wessobrunner Schule. Vor allem die Verwendung von gipshaltigen Mörteln für Fassadenstuck ist im süddeutschen Raum ungewöhnlich, ebenso die Verwendung von zerstoßenem Glas für einen Stuckmörtel als Sichtoberfläche. Die durch den Glaszuschlag erzeugten Lichtreflexe zeugen von einer großen Experimentierfreudigkeit und einem erstaunlichen materialtechnischen Wissen jener Zeit, die Johann Michael Feichtmayr in seinem Bruchsaler Werk von 1753 auf einzigartige Weise demonstrierte. Die Ende 2015 abgeschlossene Konservierung und Restaurierung der Giebelstuckaturen basiert auf den Werkstoffen und Techniken der historischen Fassungen und zeigt die nachweisliche Beständigkeit historischer Fassungstechniken auf (Abb. 1).

Wilhelm Glaser

Zur Entstehungsgeschichte des Schlosses

Das Schloss Bruchsal wurde in der Zeit zwischen 1722 und 1759 als Residenz der Fürstbischöfe von Speyer erbaut. Begonnen wurde es von Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (1676–1743). Der Bau des Corps de Logis, an dessen Ostfassade die Giebelstuckaturen angebracht sind, entstand ab 1725 nach Entwürfen von Ritter zu Groenestejn. 1728 übernahm Balthasar Neumann auf Wunsch des Fürstbischofs die oberste Bauleitung in Bruchsal und vollendete 1731 das Treppenhaus, das zu den herausragenden Raumschöpfungen des Barock zählt. Auch die Konzeption der dreiecksigen zweigeschossigen Risalite an der Hof- und Gartenseite des Corps de Logis geht auf Balthasar Neumann zurück. Später baute der unter ihm tätige Werkmeister Johann Leonhard Stahl 1752 repräsentative Balkons an die Risalite. Das Schloss erfüllte 80 Jahre die Funktion als Regierungssitz der Fürstbischöfe von Speyer. Nachdem Markgraf Friedrich von Baden (1728–1811) die Stadt Bruchsal mit umliegenden Gebieten übernommen hatte, diente das Schloss ab 1806 der Markgräfin Amalie Friederike von Baden (1754–1832) als Witwensitz.

Nach Amalies Tod nutzte die mittlerweile großherzogliche Familie von Baden die Beletage für gelegentliche Besuche; die übrigen Flächen wurden Militär und Behörden zur Verfügung gestellt. In Nebengebäuden wurden Wohnungen eingerichtet. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erkannte man den historischen Wert der Schlossanlage. Daraufhin begann eine erste Sanierung des vernachlässigten Schlosses, um den Barockzustand wiederherzustellen. Eine Dauerausstellung wurde eingerichtet, das Schloss für die Allgemeinheit geöffnet.

Bei den Angriffen auf die Stadt mit Spreng- und Brandbomben am 1. März 1945 sind auch weite Teile der Schlossanlage zerstört worden. Vom Corps de Logis blieben lediglich die Erdgeschossräume und Teile der Fassaden – darunter auch das Giebfeld der Ehrenhofseite – erhalten. Um die Identität der zu 80 Prozent zerstörten Stadt Bruchsal zu erhalten und die verbliebenen Fragmente des Schlosses zu retten, entschied man sich nach dem Krieg für den Wiederaufbau der Anlage. Dieser begann 1946 und fand 1996 seinen vorläufigen Abschluss. Daher kommt dem Bruchsaler Schloss heute eine besondere Bedeutung als Zeugnis der Wiederaufbauleistung der Nachkriegsjahre zu.

Zurzeit werden in der Beletage die Proportionen der historischen Staats- und Privatappartements wiederhergestellt, damit künftig die geretteten Supraporten, Tapisserien, Möbel und Gemälde aus fürstbischöflicher Zeit wieder in ihrem überlieferten räumlichen Zusammenhang gesehen werden können.

Die Giebelstuckaturen

1753 erhielt Johann Michael Feichtmayr der Jüngere, der seit 1751 an der Stuckdekoration im Inneren des Schlosses gearbeitet hatte, den Auftrag, die beiden Giebelfelder der Mittelrisalite plastisch auszugestalten.

Der in Haid bei Wessobrunn geborene Johann Michael Feichtmayr der Jüngere (1709–1772) stammt aus einer Künstlerfamilie, die im 17. und 18. Jahrhundert bedeutende Bildhauer, Stuckateure, Maler, Kupferstecher und Baumeister hervorbrachte. Ausgebildet wurde Feichtmayr in der so genannten Wessobrunner Schule in der Benediktinerabtei Wessobrunn in Oberbayern, aus der zahlreiche Künstler, unter ihnen die berühmtesten Stuckateure des süddeutschen Barock und Rokoko, hervorgingen.

Zusammen mit seinem Bruder Franz Xaver Feichtmayr dem Älteren, dem Bildhauer und Stuckateur Johann Joseph Christian sowie dem Baumeister Johann Michael Fischer und dem Maler Franz Joseph Spiegler arbeitete er an einigen der bedeutendsten barocken Kirchenbauten Oberschwabens. Besonders hervorzuheben sind seine Arbeiten in der Basilika in Ottobeuren (1737–1766) und im Münster Unserer Lieben Frau in Zwiefalten (1741–1747). Von 1747 bis 1750 arbeitete Feichtmayr in Würzburg in der Wallfahrtskirche Mariae Heimsuchung, dem „Käppele“. 1751 wurde er von Balthasar Neumann dem seit 1743 in Bruchsal residierenden Fürstbischof Franz Christoph von Hutten, dem Nachfolger Schönborns, für die Modernisierung der Beletage des Schlosses Bruchsal empfohlen.

Für die Ausgestaltung des Giebelfeldes an der der Stadt zugewandten Ehrenhofseite des Corps de Logis ließ Fürstbischof von Hutten in der Mitte das Wappen seines Vorgängers Schönborn anbringen, ein goldener Löwe über einem Dreieck, links davon das Wappenschild des Hochstifts Speyer mit einem Kreuz und rechts davon das Wappenschild der Fürstprobstei Weißenburg mit einem von zwei Türmen flankierten Burgtor, darüber eine Krone und im Hintergrund ein Bischofsstab (die Bischöfe von Speyer waren in der Zeit von 1546–1789 als Fürstbischöfe zugleich Fürstprobste der Fürstprobstei Weißenburg im Elsass).

Diese drei Wappen sind in mit Rocaillewerk und Akanthusblättern reich verzierte Kartuschen eingebettet. Über dem Familienwappen der Schön-



borns halten zwei Putten den Fürstenhut. Oberer Abschluss der Darstellung ist der aus Blech gefertigte Kardinalshut. Im Hintergrund erkennt man rechts das ebenfalls aus Blech hergestellte Schwert und links den Bischofsstab als Insignien weltlicher und geistlicher Macht.

Die vergoldeten Rahmen der Kartuschen fließen in Rocaille-Ornamente über, palmenartige, vergoldete Blätter flankieren die Wappen und reichen in ihrer Plastizität bis an die profilierten Werksteine des Giebeldreiecks. Flankiert von zwei goldenen Löwen läuft die Darstellung in den Spitzen des Giebeldreiecks in flachen Rocaille-Ornamenten aus.

Röntgenaufnahmen geben Einblick in die Konstruktion

Im Rahmen der Vorbereitung und als Grundlage für die Entwicklung eines Konservierungs- und Restaurierungskonzepts wurden neben maltechnischen Analysen und zahlreichen Beobachtungen am Objekt an mehreren Stellen kleine Proben der originalen Stuckmörtel sowie Partikel der darauf liegenden Fassungsschichten entnommen und naturwissenschaftlich untersucht. Zur Abklärung der Schadensursachen wurden von stark exponierten Figuren Röntgenaufnahmen angefertigt, um den Erhaltungszustand der Metallarmierung beurteilen zu können.

Diese Aufnahmen zeigen, dass im Inneren der Stuckaturen verborgene Gerüste aus dünnen Eisenstäben und Draht vorliegen. Diese dienen als Trag-

1 Gesamtaufnahme nach der Restaurierung, März 2016.



2 Rechter Putto. Die Röntgenaufnahme rechts zeigt die Drahtarmierung im Bereich des Kopfes.

3 Glaspartikel in der oberen Stuckmörtelschicht. Querschliff durch die Deckmörtelschicht und späteren Fassungen. Probe vom Korpus des rechten Löwen.



konstruktion und weisen erstaunlicherweise keine bedenklichen Korrosionsschäden auf (Abb. 2). An dieses Metallgerüst wurde der Stuckmörtel angetragen. Hierfür wurde kein reiner Gipsmörtel verwendet, sondern ein Gips-Kalk-Mörtel mit hohem Gipsanteil, geringem Kalkanteil und einem feinkörnigen gelblichen Oberrheinsand aus Quarz und Feldspat als Zuschlag. Der Kalkanteil bewirkte neben einer besseren Verarbeitung des Mörtels dessen alkalische Einstellung und verhinderte dadurch die Korrosion der Armierung. Zur Reduzierung des Gewichts vollplastisch ausgebildeter Figuren und Dekorationselemente wurden je nach Volumen teils große Stücke Holzkohle in den noch weichen Mörtel gedrückt, eine Technik, die vor allem bei Innenstuckaturen üblich ist. Der Mörtelkern der Stuckaturen wurde in mehreren Schichten aufgetragen, wobei das rasche Abbinden des Mörtels ein zügiges Arbeiten ermöglichte. Mit diesem Kernmörtel wurden die Stuckaturen am Giebfeld in freiem Anstrich modelliert, wobei die Oberflächen der Rohplastiken, wie die Befunde belegen, mit Zahneisen bearbeitet und so für den Auftrag der Deckschicht vorbereitet wurden. Der darauffolgende Deckmörtel ist ein Kalk-Gipsmörtel mit sehr feinkörnigem Zuschlag und deutlich höherem Kalkanteil, der die Witterungsresistenz des Mörtels erheblich erhöht.

4 Das Giebfeld nach der weitgehenden Zerstörung des Schlosses durch die Bombenangriffe am 1. März 1945.



Oberfläche mit raffinierten Lichtreflexionen

Im Bereich der später mit Blattgold belegten Oberflächen wie an den Löwen, Wappenschilden, Bordüren, Akanthusblättern sowie am Fürstenhut verwendete Feichtmayr als Deckmörtel einen mit Holzkohle in einem sehr lichten Grauton eingefärbten Kalkmörtel mit nur geringem Gipszusatz, sodass dieser lange offen und gut modellierfähig blieb. Diesem nur dünn aufgetragenen Mörtel wurde sehr fein gebrochenes, farbloses Glas zugesetzt, das vor allem bei Sonnenlicht besondere Lichtreflexionen erzeugte und ein Indiz dafür ist, dass die Stuckaturen ursprünglich ohne Anstrich, das heißt materialsichtig waren (Abb. 3). Die ursprünglichen zu diesen Oberflächen konzipierten kalkweißen Stuckoberflächen sind heute nur noch an gut geschützten Stellen, vorwiegend an Untersichten, nachzuweisen. Diese erste materialsichtige Oberfläche der 1753 fertiggestellten Giebelstuckaturen Feichtmayrs ist im Kontext mit der barocken Fassadenbemalung Marchinis, die aus der Zeit um 1732 stammte, zu sehen.

Neufassung nach 1755

Bereits wenige Jahre nach Fertigstellung der Verbindungsbauten zwischen dem Kammer- und dem Kirchenflügel und der Vollendung der Balkonverbauten am Corps de Logis erhielten die Fassaden des Residenzschlusses eine neue Fassung, die laut den Erkenntnissen von Kurt Lupp in einem lichten, ockrigen Grundton mit einer Gliederung in hellem Grau und Ornamenten in Weiß und Gold gehalten war.

Die ursprünglich materialsichtigen Oberflächen der Giebelstuckaturen wurden mit einer Bleiweiß-ölfarbe überfasst. Die zuvor mit einem Zusatz von feinen Glassplittern betonten Oberflächen wurden nun mit Blattgold und Anlegeöl vergoldet. Diese ölgebundene Fassungsschicht bildete einen wirksamen Schutz vor der Witterung, der ganz wesentlich zur Erhaltung der Stuckaturen beitrug. In der nächsten Fassungsschicht, die ebenso wie die darauffolgenden Fassungen eine Weiß/Gold-Gliederung aufweist, wurde bereits Zinkweiß als damals modernes Weißpigment verwendet; dies ermöglicht eine Datierung dieser Fassung in die Zeit nach 1840.

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden dann teils wasserdurchlässige mineralische Fassungen aufgebracht, die den Zerfall der Stuckaturen beschleunigten. Umso erstaunlicher ist es, dass dieses exponierte Kunstwerk die Kriegseinwirkungen überstanden und sich trotz mangelhafter Beschichtungen sowie ungeeigneter späterer Er-



gänzungsmaterialien, wengleich auch stark beschädigt, bis in die heutige Zeit erhalten hat (Abb. 4). Die letzte Fassung der Giebelstuckaturen wurde bei der Restaurierung 1974/75 im Zuge der Rekonstruktion der Fassadenmalerei Marchinis aufgebracht. Bei den vorangegangenen Restaurierungen der Jahre 1902, 1936 und 1954 waren teils zementhaltige Ergänzungsmörtel verwendet worden, sodass man sich bei der Restaurierung und Neufassung von 1974/75 für eine Mineralfarbe auf Basis von Kaliwasserglas entschied. Als Grundierung für die Vergoldungen sowie der gelb abgefassten Gliederungen und für die zahlreich aufgesetzten Lasuren verwendeten die damaligen Restauratoren moderne Kunstharzdispersionsfarben, die aufgrund der kurzen Trocknungszeiten ein schnelleres Arbeiten ermöglichten.

Die Fassung der Stuckaturen wurde der Farbigkeit der rekonstruierten barocken Fassaden angepasst, zahlreiche Lasuren, aufgemalte Schattierungen und künstliche Patina sowie nur noch partiell als Lichthöhungen aufgesetzte Vergoldungen sollten einen gealterten historischen Bestand wiedergeben (Abb. 5).

Zustand der Giebelstuckaturen vor der jetzigen Restaurierung

Die über lange Zeit fehlende wasserabweisende Beschichtung an den weiß gefassten Stuckoberflächen hatte vor allem in den exponierteren Bereichen bei Regen und Schnee zu einer starken Durchfeuchtung des Mörtels geführt. Erste Befürchtungen, dass die teils sehr starken Rissbildungen, vor allem in den frei stehenden und aus

der Fassade weit hervorragenden figürlichen Darstellungen, durch Rostsprengungen an den Armierungen entstanden seien, konnten durch Röntgenaufnahmen widerlegt werden. Statisch bedingte Rissbildungen konnten bis auf wenige Stellen im Bereich von Mauerwerksfugen ebenfalls ausgeschlossen werden, sodass das teils dichte Rissnetz ausschließlich auf Quellvorgänge infolge von Durchfeuchtung und auf die enorme Volumenzunahme gefrierenden Wassers zurückzuführen war. Im Verlauf der 40-jährigen Bewitterung der Giebelstuckaturen seit der letzten Restaurierung von 1974/75 entstanden vor allem in den der Witterung stark ausgesetzten Bereichen Rissbildungen, die bereits zu Abstürzen von Stuckteilen geführt hatten. Der noch erhaltene Bestand war dort teils akut gefährdet und musste sofort notgesichert werden (Abb. 6).

Thermisch-hygrische Prozesse hatten ferner zu einer Entfestigung des Mörtelgefüges an späteren Ergänzungen mit Kalkmörtel geführt. Weitere Schadensbilder am Stuck waren Ablösungen und Schalenbildungen, die vorwiegend an viel zu harten und in diesem Materialgefüge ungeeigneten Zementmörtelergänzungen und Überschlämmungen festzustellen waren.

Der in eher geschützten Bereichen erhaltene originale Stuck aus Gipskalkmörtel hatte sich erstaunlicherweise teils besser erhalten als die späteren Ergänzungen mit reinem Kalkmörtel, Kalkzement- oder reinen Zementmörteln.

Die Schäden an den Fassungen konnten fast ausschließlich an der letzten Fassung von 1974/75 festgestellt werden. Teilweise war die Haftung der Mineralfarbe auf den älteren, teils ölgebundenen Fassungen unzureichend gewesen und führte zu schichtenförmigen Ablösungen und Fehlstellen. Massive Schäden in Form von großflächigen Malerschichtablösungen waren jedoch in allen Bereichen der Vergoldung und Gelbfassung an den Löwen, den Akanthusblättern, dem Fürstenhut und den zahlreichen vergoldeten Bordüren und Blattranken festzustellen. Dort hatte die alterungsbedingte Versprödung des Kunstharzbindemittels in der Dispersionsfarbe zu Aufwölbungen, Ablösungen und großflächigen Verlusten der Farbschicht geführt.

Konservierung und Restaurierung, Konzeption und Maßnahmen

Aufgrund der akuten Gefährdung der Stuckaturen wurde 2013 vom Bauamt Karlsruhe (Vermögen und Bau Baden-Württemberg) eine Voruntersuchung und Notsicherung veranlasst. Dabei wurden Art und Umfang sämtlicher Schäden kartiert sowie erste Materialproben entnommen und naturwissenschaftlich analysiert. Im Vordergrund standen

5 Die Giebelstuckaturen nach Fertigstellung der Restaurierung von 1974/75.



6 Zustand der Stuckaturen im Herbst 2013. Drohende Substanzverluste durch sehr starke Rissbildungen.

7 Während der Stuckkonservierung. Mörtelinjektionen mit Gipsdispersion.





8 Abnahme kunstharzgebundener Mörtel- und Fassungsschichten von 1974 am rechten Löwen mit Heißdampf. Darunter liegen die historischen Fassungen.



9 Zwischenzustand des rechten Löwen nach der Stuckergänzung und Kittung der Oberfläche.

10 Neufassung der Stuckaturen mit Bleiweißölfarbe.



eine Abklärung der Schadensursachen und eine technologische Untersuchung der historischen Substanz sowie der bei späteren Eingriffen verwendeten Materialien. Diese waren für die Entscheidung über Erhalt oder Entfernung ungeeigneter älterer Ergänzungsmörtel und Beschichtungen wichtig und Grundlage für die Anpassung der für die jetzigen Erhaltungsmaßnahmen erforderlichen Konservierungsmaterialien.

Ziel der Konservierung war zunächst die Sicherung der Stucksubstanz durch die Verklebung loser Stuckteile, Rissinjektionen, Risskittungen sowie Mörtelantragungen zur Stabilisierung und Wiederherstellung des Gesamtgefüges.

Die Konservierung des frei stehenden Puttos in der rechten Hälfte des Giebelfeldes stellte dabei eine besondere Herausforderung dar. Dieser war durch die Verwitterung und Zerklüftung jüngerer Kalkmörtelergänzungen über lange Zeit derart stark durchfeuchtet worden, dass der gesamte Korpus aufgrund von Frostsprengung förmlich zu zerplatzen schien. Hier wurden zunächst alle Risse abgedichtet und gleichzeitig Injektionsschläuche und Kanülen gesetzt, durch die ein auf die historische Gipsmörtelsubstanz abgestimmter, dünnflüssiger Injektionsmörtel auf Basis eines so genannten Autoklavengipses injiziert wurde. Hierbei handelt es sich um eine spezielle Mineralform des Gipses, der unter Luftabschluss gebrannt wird und dadurch wasserbeständiger als herkömmlich gebrannter Gips ist. Feine Risse und Hohlräume wurden zunächst mit einer Suspension (Aufschwemmung) aus Gips in Alkohol injiziert, so konnte der Gips ohne abzubinden selbst in feinste Riss Hohlräume transportiert werden. Die nachträgliche Injektion von Wasser ließ den Gips abbinden und ermöglichte so die Verfüllung und Verklebung von dünnen Schalen und losen Stuckteilen zur Stabilisierung der gesamten Gipsplastik (Abb. 7).

Während der Konservierungsarbeiten zeigte sich, dass ein Teil der im Zuge der Restaurierungen von 1954 und 1974 vorgenommenen Ergänzungen mit reinem Kalkmörtel ausgeführt worden war und wohl aufgrund mangelnder Feuchtigkeit beim Abbinden nur eine geringe Festigkeit aufwies. Auf diesen Mangel wurde bei der letzten Restaurierung 1974/75 mit dem Auftrag einer Zementschlämme und einer Vorbehandlung mit Wasser-glas reagiert, was jedoch nur zur Verhärtung der Oberfläche und infolgedessen zu Schalenbildungen führte.

Nach Abwägung des enormen Konservierungsaufwandes sowie der Beurteilung der materialtechnischen Qualität und der Langfriststabilität dieser Ergänzungen wurde entschieden, instabile und potenziell schädigende Ergänzungen der Restaurierungen des 20. Jahrhunderts abzunehmen und durch neue Mörtelergänzungen zu ersetzen.

Da die auszuführenden Stuckergänzungen generell in den stark bewitterten Bereichen der Giebelstuckaturen lagen, wurde ein Ergänzungsmörtel gewählt, der zum einen wie der historische Stuckmörtel aus einem Gipskalkmörtel besteht, zum anderen aufgrund einer höheren Brenntemperatur des verwendeten Gipses eine erhöhte Wasser- und somit Verwitterungsresistenz aufweist.

Als Zuschlag für den an den Giebelstuckaturen auf dieser Bindemittelbasis verwendeten Ergänzungsmörtel wurde ein entsprechend dem originalen Stuckmörtel gelblich-braun gefärbter, quarzhaltiger Sand vom Oberrheintal gewählt, sodass Zusammensetzung und Farbigkeit dieses Mörtels dem bauzeitlichen Stuckmörtel sehr ähnlich sind. Neben der Sicherung und Ergänzung der Stucksubstanz sowie der Optimierung des Wasserablaufes an Vertiefungen, in denen sich Regen- und Schmelzwasser sammeln konnten, war die Wiederherstellung einer wasserabweisenden Beschichtung zentraler Bestandteil des Konservierungskonzepts. Entsprechend der historischen Fassung der zweiten Phase wurde für die Neufassung ein wasserresistenter Ölanstrich auf Basis von Bleiweiß und Leinöl gewählt. Um für diesen einen langfristig stabilen und tragfähigen Malgrund zu erhalten, mussten alle kunstharzgebundenen Mörtel- und Farbschichten der Restaurierung von 1974/75 und damit auch die darauf liegende letzte Ölvergoldung in einem aufwendigen Heißdampfverfahren komplett entfernt werden (Abb. 8).

Anschließend wurden Ausbrüche mit Gipsmörtel gekittet und Strukturunterschiede in den Oberflächen mit einer dispergierten (feinstteiligen) Kalkschlämme geglättet (Abb. 9).

Der Aufbau der Neufassung begann zunächst mit einer Tränkung beziehungsweise Imprägnierung der mineralischen Oberflächen mit heißem Leinöl. Darauf folgten in historischer Maltechnik drei Anstriche mit Leinöl-Bleiweißfarbe, die wie traditionell überliefert, von mager (bindemittelarm) bis vollfett (d. h. hoher Leinölanteil) aufgebaut wurden.

Diese Beschichtung ist aufgrund der sehr stabilen chemischen Verbindung (Verseifung) von Bleiweiß und Leinöl äußerst witterungsbeständig und bietet durch die Bildung eines wasserabweisenden elastischen Films einen optimalen Schutz der Stuckaturen vor Durchfeuchtung. Ein weiterer Vorteil dieser Beschichtung im Vergleich zu modernen wasserabweisenden Farbsystemen ist, dass diese Fassung bei späteren Pflegemaßnahmen durch einfaches Abreiben mit Leinölfirnis (dem so genannten Nachölen) wieder instandgesetzt und hierdurch die wasserabweisende Wirkung kostengünstig erneuert werden kann.

Die in einem späteren Arbeitsschritt zu vergoldenden Partien wurden in gleicher Weise aufge-

baut, hier wurde die Leinöl-Bleiweißfarbe entsprechend der historischen Fassung mit Goldocker abgetönt (Abb. 10).

Auf diese Grundierungsschicht wurde eine so genannte Ölvergoldung aufgebracht, die von einer Vergoldermeisterin mit einem schnell trocknenden Anlegeöl (so genannte Mixtion) auf Leinölbasis und 24-karätigem Blattgold ausgeführt wurde.

Fazit

Die Farbgebung der Neufassung von 2015 orientiert sich an der von 1974/75. Ziel war die Wiederherstellung der Gesamtwirkung der Giebelstuckaturen im Kontext mit der nach damaligem Kenntnisstand rekonstruierten barocken Fassung Marchinis.

Die heutige Fassung zeigt somit nicht die von Feichtmayr materialsichtig konzipierte erste Weißfassung der Giebelstuckaturen mit einer raffinierten Lichtreflexion eingearbeiteter Glassplitter, sondern die zweite Fassung aus der Zeit nach 1755. Diese weist eine Gliederung in Weiß und Gold auf und ist aufgrund der Verwendung von traditioneller Bleiweißölfarbe besonders wetterbeständig. Auf die am Original nicht belegbaren Schattenläsuren und malerischen Modellierungen an den Goldpartien der letzten Restaurierung wurde zugunsten der überragenden Plastizität und Qualität der Stuckaturen Feichtmayrs verzichtet (Abb. 11). Durch die sehr gute Zusammenarbeit und intensive Betreuung des Projekts durch die Bauleitung



der Vermögen und Bau Baden-Württemberg und des Landesamtes für Denkmalpflege war es möglich, die über 12 Monate dauernde Konservierung und Restaurierung dieser herausragenden Stuckaturen auf sehr hohem Qualitätsniveau durchzuführen. Die Konservierung der Gipsstuckaturen Feichtmayrs durch eine Beschichtung mit Bleiweiß-Leinölfarbe greift auf eine am Objekt bewährte traditionelle Fassungstechnik zurück und ermöglicht somit den langfristigen Erhalt dieses einzigartigen Kunstwerkes (Abb. 12).

Literatur und Quellen

Wilhelm Glaser: Schloss Bruchsal, Corps de Logis, Ostfassade, Stuckdekoration am Giebelfeld, Bericht zur Konservierung und Restaurierung 2014/15, Archiv Vermögen und Bau Baden-Württemberg Amt Karlsruhe/Archive Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen und Karlsruhe.

Wilhelm Glaser: Schloss Bruchsal, Corps de Logis, Ostfassade, Stuckdekoration am Giebelfeld, Bericht zur Untersuchung und Schadensaufnahme im Sommer 2013, Archiv Vermögen und Bau Baden-Württemberg Amt Karlsruhe/Archive Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen und Karlsruhe.

Frank Borrmann: Dokumentation zu den Röntgenaufnahmen an den östlichen Giebelstuckaturen des Schlosses Bruchsal, Archiv Vermögen und Bau Baden-Württemberg Amt Karlsruhe, 2013.

Andrea Hackel: Öl-Bleiweißfassung auf Stein im Außenbereich, Diplomarbeit an der Universität für angewandte Kunst Wien, 2012.

WTA-Schriftenreihe, Heft 30, Gipsmörtel im historischen Mauerwerk und an Fassaden, 2008.

Sandra Eberle: Schloss Bruchsal, Deutscher Kunstverlag, München, Berlin 2008.

Kurt Lupp: Schloss Bruchsal – Bau Zerstörung und Wiederaufbau, Veröffentlichung der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal, Band 21, 2003.

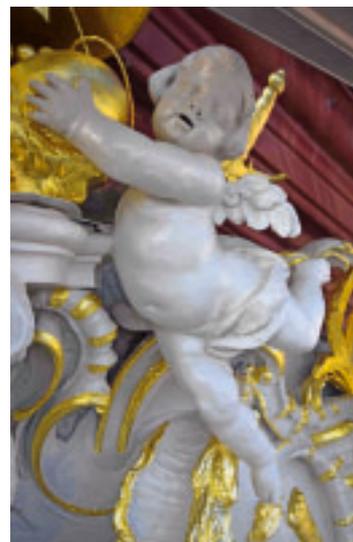
Petra Arens: Untersuchung und Entwicklung von Gipsmörteln für den Außenbereich unter besonderer Berücksichtigung der Wasserresistenz, Dissertation an der Universität Siegen, 2002.

Hans Rott: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 9 – Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal, Tübingen 1913.

Praktischer Hinweis

Informationen zu Öffnungszeiten und Führungen im Schloss Bruchsal unter www.schloss-bruchsal.de Die renovierten Appartements der Beletage sollen voraussichtlich ab April 2017 wiedereröffnet werden.

Wilhelm Glaser, Restaurator
Bittelbronner Steige 5
72160 Horb-Diessen



11 Endzustand nach der Vergoldung.

Glossar

Autoklavengips

Gips als Mörtelbindemittel wird durch Brennen oder Kochen von Gipsstein gewonnen. Findet dieser Prozess im abgeschlossenen Reaktionsgefäß (Autoklav) statt, so entstehen unter erhöhtem Druck und Wasserdampf Atmosphäre Gipse mit unterschiedlichen Kristallgittern, die eine höhere Festigkeit und Wasserresistenz aufweisen.

Risalit

Vor die Flucht des Hauptbaukörpers vorspringender Bauteil.

Thermisch-hygrische Prozesse

Durch Wärme, Kälte und Feuchtigkeit verursachte physikalische Vorgänge in Werkstoffen, wie etwa Quell- und Schwindvorgänge oder Frostsprengung.

12 Gesamtansicht des Mittelrisalites nach der Restaurierung, März 2016.



Aus der Technikgeschichte des 19. Jahrhunderts Die Eisenbahnbrücken von Unterreichenbach und Langenargen

Man möchte es als technikgeschichtlich Interessierter gerne verdrängen: Alte Brücken – speziell solche aus Eisen – werden mit wachsendem Verkehr ständig bis an ihre Grenzen beansprucht, sie verlangen Kontrollen und stetige Bauunterhaltung und sind doch eines Tages am Ende ihrer Lebensdauer angekommen. Warum werden solche Brücken dann überhaupt als technische Kulturdenkmale ausgewiesen? Weil sie besondere Eigenschaften haben oder weil sie Meilensteine in der Geschichte des Brückenbaus sind, so auch die beiden Brücken von Unterreichenbach und Langenargen.

Ulrich Boeyng

Unterreichenbach: der letzte Schwedler-Träger

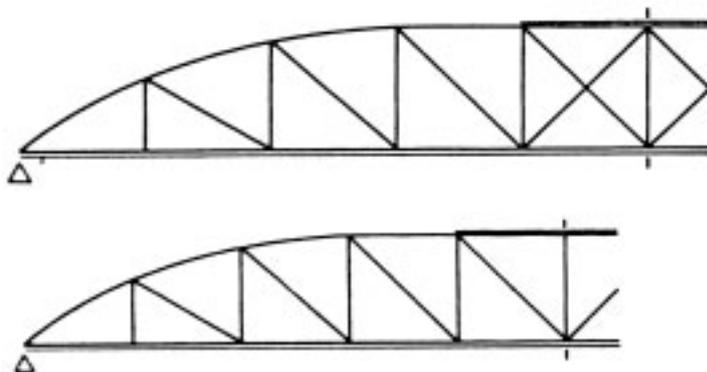
Im Verlauf der Entwicklungsgeschichte des Eisenbrückenbaus haben sich verschiedene konstruktive Grundtypen herausgebildet: Auf die engmaschigen Gitterträger der 1850er und 1860er Jahre folgten die ersten Fachwerkträger, deren Tragwerkformen stetig weiterentwickelt wurden. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war der Entwurf eiserner Brücken so weit entwickelt, dass Fachwerkbrücken mit Stützweiten von mehr als 50 m die Regelbauten wurden. Stützweiten bis zu etwa 100 m waren ebenso möglich, wenn es galt, große Flusstäler oder weite Taleinschnitte zu überbrücken. Bei noch größeren Stützweiten erwiesen sich Hängebrücken als kostengünstige Alternative. Während es um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Ziel der Ingenieure war, die statische Theorie an die Erfahrungswerte der Baupraxis anzunähern, waren sie später zunehmend in der Lage, die Berechnungsverfahren für künftige Bauprojekte vorausschauend bereitzustellen. Das Ziel der Praktiker

war es, immer größere Stützweiten zu erreichen, die Montage der Brücken zu vereinfachen und zugleich den Materialeinsatz zu verringern.

Der preußische Ingenieur Johann Wilhelm Schwedler (1823–1894) hatte ab 1852 die nach ihm benannte Konstruktion eines statisch bestimmten Ständer-Fachwerkträgers entwickelt, bei dem in den Streben nur Zugkräfte wirken. Die in den Mittelfeldern – nach Schwedlers Berechnungen – einsinkenden, aus optischen Gründen jedoch horizontal gestreckten Obergurte laufen an den Enden zusammen, die Streben sind zu den Brückenden hin geneigt und ändern in der Mitte der Konstruktion ihre Richtung. Bei großen Stützweiten treten in den mittleren Brückenfeldern allerdings sowohl Zug- als auch Druckkräfte auf, daher können sich die Streben dort überkreuzen (Abb. 1). Im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Baden des 19. Jahrhunderts waren Brückenbauten mit Stützweiten größer als 50 m hauptsächlich in den Tälern des Schwarzwalds oder bei den Rheinbrücken notwendig. Nur wenige dieser Bauwerke haben sich bis heute erhalten und werden weiterhin befahren.

Mit circa 60 m Stützweite gehört die Eisenbahnbrücke über die Nagold in Unterreichenbach (Abb. 2) zu den größten Tragwerken in Baden-Württemberg nach dem Konstruktionsprinzip eines Schwedler-Trägers. Die Fachwerkbrücke stammt aus der Erbauungszeit der Strecke (1868–1874), welche die Lücke zwischen Pforzheim und Calw schloss. Mit dem Lückenschluss konnte zugleich der Anschluss an die Strecke von Calw über Weil der Stadt nach Stuttgart (1872) sowie über Nagold nach Horb (1874) hergestellt werden (Abb. 4).

1 Unterreichenbach,
Systemskizze Schwedler-
Träger.





In den 1860er und 1870er Jahren wurden Schwedler-Träger für Brücken mit Stützweiten zwischen 30 und 70 m sehr häufig eingesetzt, so auch auf der Strecke zwischen Pforzheim und Horb. Bis zu ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg überspannten zum Beispiel mehrere Brücken dieses Typs neben- und hintereinander den Neckar bei Horb. Die Brücke in Unterreichenbach blieb von Zerstörung verschont und wird bis heute täglich von der Nagoldbahn befahren, die heute als Kulturbahn bekannt ist (Abb. 3).

Sie ist die letzte ihres Typs, die noch genutzt wird – nicht nur in Baden-Württemberg sondern in ganz Deutschland. Soweit bekannt, stehen außer ihr nur noch Teile der Elbebrücken bei Dömitz, von denen einst 20 Vorlandbrücken (Stützweite 33,9 m) noch 16 auf niedersächsischer Seite, aber keine der vier großen Strombrücken (Stützweite 67,8 m) erhalten sind. Die Strecke der 1873/74 eröffneten „Berlin-Hamburger Eisenbahn“ über Wittenberge, Dömitz und Lüneburg ist zwischen Wittenberge rechts der Elbe und Danneberg links der Elbe abgebaut.

Die Unterreichenbacher Brücke ist seit 1997 als technisches Kulturdenkmal im Sinne §2 Denkmalschutzgesetz verzeichnet. Schenkt man den Zeitungsnotizen der letzten Jahre Glauben, denkt man bei der Deutschen Bahn (DB) in absehbarer Zeit über den Abbruch der Brücke und einen modernen Ersatzbau nach. Ein förmliches denkmalrechtliches Verfahren wurde bisher nicht eröffnet.

Kressbronn: Nebenspannungen und „freischwebende Fahrbahntafel“

Im Jahr 1891 stürzte während der Überfahrt eines Personenzuges die Birs-Brücke (erbaut 1875) in Mönchenstein bei Basel ein. Diese später als „größtes kontinentales Eisenbahn-Unglück“ bezeichnete Katastrophe forderte mehr als 70 Tote und über 170 Schwerverletzte. Die anschließenden Untersuchungen fanden mehrere Ursachen – sie

ergaben, dass der Zug mit zwei vorgespannten Lokomotiven zu schnell gefahren war und zudem auf der Brücke gebremst hatte. Der Einsturz der Fachwerkbrücke erfolgte offenbar durch die Verformung des Tragwerks, das diesen Belastungen nicht gewachsen war. Zudem stellte sich heraus, dass die Widerlager der Brücke zehn Jahre zuvor bei einem Hochwasser der Birs unterspült und nur unzureichend gesichert worden waren. Außerdem hatte man damals die Verformungen des abgesackten Fachwerks nur mechanisch zurückgebogen und ohne ausreichende Verstärkungen repariert. Eine katastrophale Verkettung von Fehlern und Versäumnissen – zugleich aber akuter Anlass, sich der bisher unzureichend berücksichtigten Kräfte anzunehmen, die auf eine Brücke während der Zugüberfahrt einwirken.

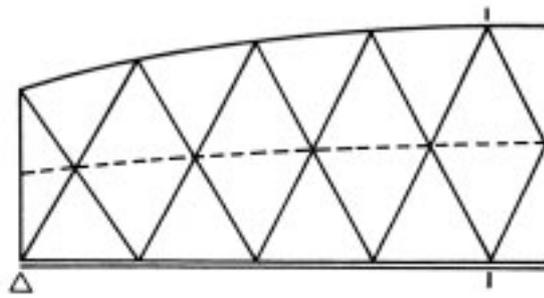
2 Unterreichenbach, Gesamtansicht.



3 Unterreichenbach, Blick auf Quer- und Längsträger.

4 Unterreichenbach, Ansicht von der Schienenseite.





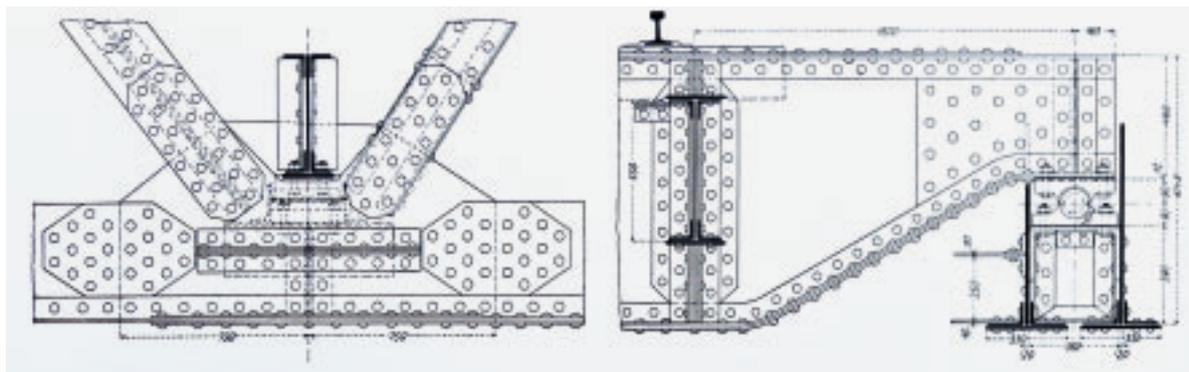
Die statische Theorie des Fachwerkbrückenbaus war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf die rasante Entwicklung der Brückenbautechnik entwickelt worden – zunächst rückblickend in der Analyse der wirkenden Kräfte bei bestehenden Brücken, später dann vorausschauend mit Berechnungsverfahren zum Bau neuer Brücken. Insbesondere eiserne Brücken wurden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit vereinfachten Berechnungsverfahren entworfen, welche die Hauptkräfte (Eigengewicht und Verkehrslast) sowie die Zusatzkräfte (Winddruck, Seitenstöße) berücksichtigten. Wegen der sehr aufwendigen Berechnungen wurden die inneren Spannungen (Biegung, Schub, Verwindung, etc.), die bei einer Zugüberfahrt auftreten, zumeist vernachlässigt. Unter Fachleuten war diese Problematik schon früh bekannt, und es waren verschiedene Berechnungsverfahren für diese so genannten Nebenspannungen vorgeschlagen worden.

Ein Jahr nach dem Mönchensteiner Unglück veröffentlichte der in Karlsruhe lehrende Prof. Friedrich Engesser 1892/93 seine Schrift „Die Zusatzkräfte und Nebenspannungen eiserner Fachwerkbrücken“. Engessers Arbeiten zeichneten sich durch praxisorientierte Berechnungsverfahren aus, und bereits kurz darauf wurden Brücken unter Berücksichtigung seiner theoretischen Erkenntnisse entworfen – so beim Vorschlag für die Rheinbrücke bei Bonn (1895, Gesellschaft Harkort/Duisburg), beim Bau der Mosel-Straßenbrücke bei Trarbach (1899, Harkort) sowie beim Bau der beiden Eisenbahnbrücken über den Rhein bei Worms (1898–1900, Harkort) und Mainz (Kaiserbrücke 1904, MAN und Union Dortmund). Alle diese Brücken wurden im Verlauf des Zweiten Weltkriegs zerstört und durch Neubauten ersetzt.

In Baden-Württemberg steht noch solch ein frühes Beispiel für die Anwendung der Engesser'schen Theorien: Die Maschinenfabrik Esslingen (ME) hatte zeitgleich mit den Arbeiten an der berühmten Kabelhängebrücke bei Langenargen auch mit dem Bau von zwei Eisenbahnbrücken über die Schussen und die Argen begonnen. Bei der abschnittswisen Verkehrsfreigabe der Bodensee-Gürtelbahn zwischen Radolfzell und Überlingen (1895), Friedrichshafen und Lindau (1899) sowie dem letzten Zwischenstück zwischen Überlingen und Friedrichshafen (1901) mussten zahlreiche zumeist kleinere Brücken aus Stein/Beton oder Stahl erstellt werden. Die Fachwerkbrücke über die Argen war mit etwa 74 m Stützweite die größte Brücke auf dieser Strecke (Abb. 5). Mit ihrem Bau wurde im Frühjahr 1898 begonnen, und im Oktober 1899 konnte sie mit dem Streckenabschnitt zwischen Friedrichshafen und Lindau für den Verkehr freigegeben werden. Verbaut wurden von der ME damals 314 t Flusseisen und 13 t Stahl.

Mehr Wissen, mehr Sicherheit

Ganz ähnlich wie beim hölzernen Fachwerkbau dienen bei einer eisernen Fachwerkbrücke die einzelnen Konstruktionselemente zur Aussteifung des räumlichen Gitterwerks gegen Verformungen: Das Haupttragwerk der Argenbrücke hat gebogene Ober- und horizontale Untergurte. Die zwischen den Gurten stehenden Fachwerkwände bestehen aus sich kreuzenden Streben, deren Kreuzungspunkte durch einen schmalen mittleren Gurt verbunden werden. Die Form des ständerlosen Haupttragwerks sorgt dafür, dass sich dessen Tragwände bei Belastungen in Längsrichtung nicht unerwünscht durchbiegen. Von der Schienenseite aus gesehen sind die beiden Fachwerkwände an den Enden so hoch, dass die Züge wie durch einen Tunnel hindurchfahren können. Die oberen Querträger an beiden Brückenenden sind in den Anschlüssen ausgerundet und die so geformten Portalrahmen sind im Stil der Zeit gestaltet. Die übrigen Querträger des Tunnels sind durch kräftige Kopfbänder mit den Streben der Fachwerkwände verbunden. In der Untersicht sind ihre Gegenstü-





7 Langenargen, Unter-
sicht eines Trägerrost-
Auflagers.

8 Langenargen, Unter-
sicht eines Querträger-
Auflagers.

cke, die unteren Querträger, zu sehen. In der Schienenansicht ergibt sich so die rechteckige Tunnelröhre, die mit diesen Konstruktionselementen auch im Querschnitt gegen Verformungen ausgesteift ist. Um den Tunnel gegen Verformungen quer zur Längsrichtung auszusteifen, hat man die oberen und unteren Windverbände eingebaut. Der obere Windverband, der aus sich kreuzenden Trägern besteht, die mit den oberen Anschlüssen der Streben fest verbunden sind, liegt zwischen den oberen Querträgern. Das Gleiche gilt für die gekreuzten Träger des unteren Windverbandes und die unteren Anschlüsse der Streben.

Die gesamte Brückenkonstruktion ist damit in allen Richtungen gegen unerwünschte Verformungen ausgesteift. Unter Belastung sind Verformungen üblich und innerhalb der vorgesehenen Grenzwerte zulässig. Diese Verformungen bilden sich dank der beweglichen Auflager und der Elastizität des verwendeten Stahls bei Entlastung auch wieder zurück.

Im Regelfall waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts alle Teile einer Fachwerkbrücke fest miteinander vernietet – insbesondere die Hauptträger mit den Quer- und Längsträgern. Das Mönchsteiner Unglück hatte gezeigt, dass sich die beweglichen Lasten eines darüberfahrenden Zugs an diesen Verbindungsstellen zu Belastungsspitzen aufaddieren, deren Größe und Kräfteverlauf unbekannt waren. Nach der Katastrophe und mit den neuen Berechnungsverfahren konnten die verschiedenen Brückenbaufirmen die Nebenspannungen besser beziffern und durch geeignete Detaillierung der Querträgeranschlüsse oder durch angepasste Dimensionierung der Trägerprofile berücksichtigen.

„Freischwebende Fahrbahntafel“

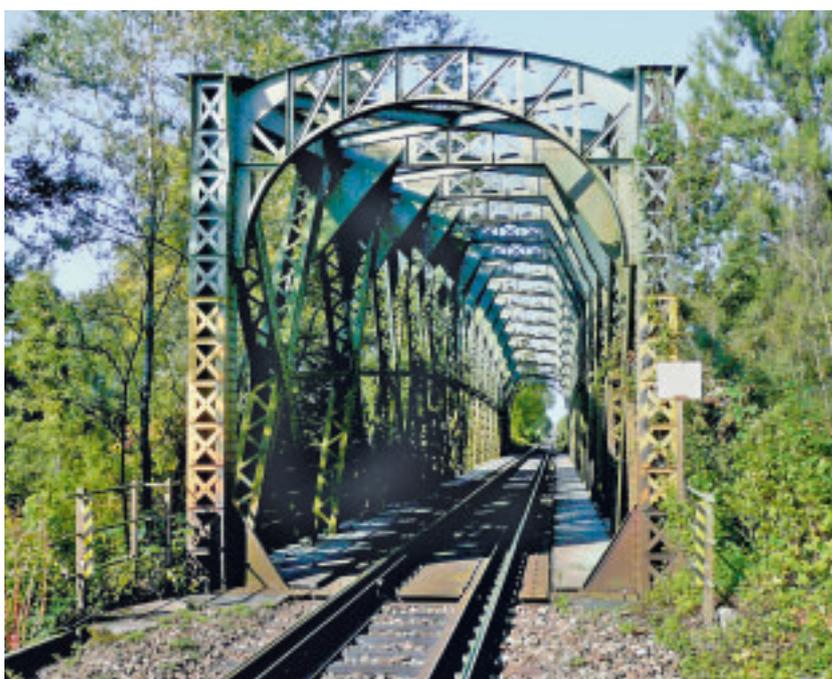
Bei der Brücke über die Argen hat die ME eine konstruktive Lösung gewählt, bei der die Gleise auf einer so genannten freischwebenden Fahrbahntafel liegen (Abb. 6). Diese Fahrbahntafel besteht aus einem Rost aus Quer- und Längsträgern, der nicht mit dem Haupttragwerk der Brücke vernietet ist (Abb. 7). Vielmehr liegen die an ihren Enden gekröpften Querträger des Rostes auf Walzenlagern zwischen den Fußpunkten der Streben (Abb. 8). Mit dem somit beweglich gelagerten Trä-

gerrost wurde erreicht, dass sich die Belastungen durch hinüberfahrende Züge exakt auf diese Walzenlager konzentrieren und damit in ihrem Kräfteverlauf berechenbar wurden.

Seit 2006 ist die Langenargener Eisenbahnbrücke ein technisches Kulturdenkmal im Sinne §2 Denkmalschutzgesetz (Abb. 9). Jeder Eingriff in das Denkmal ist daher mit den Denkmalschutzbehörden abzustimmen. Inzwischen ist ein Planfeststellungsverfahren beim Regierungspräsidium Tübingen eingeleitet, und die Deutsche Bahn steht mit den Denkmalschutzbehörden in Verhandlungen. Ihr Ziel ist es, im Verlauf der Elektrifizierung der Strecke zwischen Ulm und Lindau das Kulturdenkmal abzubauen und durch einen Neubau zu ersetzen. Das Ziel der Denkmalpflege ist es, das technische Kulturdenkmal möglichst unverändert zu erhalten.

Die historischen Beispiele aus Trarbach, Worms und Mainz existieren nicht mehr. Es steht außer der Brücke in Langenargen noch eine weitere ehemalige Eisenbahnbrücke des gleichen Typs in Baden-Württemberg – die Rheinbrücke bei Rastatt-Wintersdorf (Abb. 10). Sie ist mit Baujahr 1895 kaum älter, aber mit etwa 94 m Stützweite jedes einzelnen Hauptüberbaus (bei ca. 600 m Gesamtlänge) weitaus größer als die Argenbrücke. Bei ihrem Bau hatte die Gesellschaft Harkort vermutlich

9 Langenargen, Aussicht
von der Schienenseite.



10 Wintersdorf, Gesamtansicht.



erstmal die „freischwebende Fahrbahnplatte“ angewendet, so wie bei ihrem Entwurf von 1895 für die Rheinbrücke bei Bonn vorgeschlagen (Abb. 11). Leider lässt sich diese Vermutung nicht ohne Weiteres belegen, da der Bau der Rheinbrücke aus militärischen Gründen erfolgte und Details wohl nicht veröffentlicht wurden. Zudem ging der Bauunterhalt der 1946 bis 1949 reparierten Brücke mit ihren beiden historischen und dem nach Kriegsende erneuerten mittleren Hauptüberbau an die französische Staatsbahn SNCF über – und damit wohl auch die alten Planunterlagen.



11 Wintersdorf, Untersicht des Überbaus.

Fazit

Die Gefährdungen technischer Kulturdenkmale sind vielfältig und nicht immer nur von ökonomischer Art. Moderne Standards der Technik sind ebenso zu berücksichtigen, wie Fragen der Verkehrssicherheit oder der Verkehrsentwicklung. Stehen sich konkurrierende öffentliche Interessen gleichberechtigt gegenüber, können Verhandlungen äußerst komplex werden. Ob sich die denkmalpflegerischen Argumente letztlich durchsetzen können, hängt zunächst wesentlich vom baulichen Zustand des Denkmals ab. Hier kann das Landesamt für Denkmalpflege mit seinem technikhistorischen und metallrestauratorischen Sachverstand im Entscheidungsprozess zur Erhaltung einer Brücke seinen denkmalfachlichen Beitrag leisten. Ein positives Interesse von Öffentlichkeit und Politik kann in solchen Verfahren ebenfalls hilfreich sein, um ein denkmalgeschütztes Brückenbauwerk bewahren zu können.

Literatur und Quellen

Martin Walter: 100 Jahre Rheinbrücke Wintersdorf, in: Heimatbuch Landkreis Rastatt 1996.
Ulrich Boeyng: Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg, in: Arbeitsheft 3 – Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1995.

Georg Mehrrens: Der Deutsche Brückenbau im XIX. Jahrhundert, Berlin 1900/Düsseldorf 1984.

Hans Kobschätzky: Streckenatlas der deutschen Eisenbahnen 1835–1892, Düsseldorf 1971.

Otto Steinhardt, Vortrag zum 100. Geburtstag von Friedrich Engesser, Karlsruhe 1949.

Friedrich Engesser: Die Zusatzkräfte und Nebenspannungen eiserner Fachwerkbrücken, Berlin 1892/93. Centralblatt der Bauverwaltung 1891, Nr. 26, S. 254 ff., Einsturz der Mönchensteiner Brücke.

Archive und Sammlung der Daimler AG:

Verzeichnis der in der Maschinenfabrik (Esslingen) angefertigten und in Arbeit befindlichen eisernen Brücken, Auszug ab 1887, Heft 3, No. 29763 (Langenargen)

Generallandesarchiv Karlsruhe:

425 Zug 1991-49 Nr. 1441 (Wintersdorf, Hebung 1940)

421 Zug 1993-90 Nr. 1889/1890 (dito, Reparaturen 1940–1944/Räumung 1946–1949)

421 Zug 1993-90 F BrR 2339-2348 (dito, Glasplatten-Fotos)

Praktischer Hinweis

Die Unterreichenbacher Brücke wird auf der Zugfahrt von Pforzheim in Richtung Calw direkt nach der Haltestation Unterreichenbach überquert. Besser kann sie im Verlauf einer Autofahrt auf der B 463 unmittelbar nach dem nördlichen Ortseingang besichtigt werden. Die Langenargener Brücke wird auf der Zugfahrt von Friedrichshafen in Richtung Lindau bald nach dem Bahnhof Langenargen überquert. Auch hier ist es besser, die Brücke mit dem Auto auf der B 31 anzufahren. Nachdem man in Kressbronn auf die L 334 in Richtung Langenargen abgebogen ist, sind es vom Parkplatz bei der benachbarten Kabelhängebrücke wenige Schritte die Argen aufwärts.

Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt

Pingen – „Eisenloch“ – Hochofen

Relikte der neuzeitlichen Eisenindustrie in Hohenzollern

Das einst eigenständige Land Hohenzollern, heute in der Mitte Baden-Württembergs gelegen, lässt einen sofort an die malerisch gelegene Burg Hohenzollern und das majestätische Schloss Sigmaringen denken. Dass die Region einst für ihren Reichtum an Bodenschätzen, für Bergbau und frühindustrielle Eisenindustrie bekannt und geschätzt war, ist hingegen fast in Vergessenheit geraten. Dabei finden sich an zahlreichen Stellen noch heute Relikte des frühneuzeitlichen Montanwesens: Aufgelassene Schürfgruben (Pingen) in den Wäldern zeugen von der Gewinnung des heimischen Eisenerzes, der erhaltene Hochofen im Hüttenwerk Laucherthal bei Sigmaringen von seiner Verhüttung. Flurbezeichnungen wie „Schmelzhalde“ und „Eisenloch“ erinnern an alte Abbaustandorte, und Archivalien im Staatsarchiv Sigmaringen geben Einblick in Arbeitsweisen, gesetzliche Verordnungen und soziale Hintergründe.

Birgit Tuchen

Bergbau in Hohenzollern

Auf dem Gebiet der im 12. Jahrhundert erstmals urkundlich belegten Grafen, seit 1623 Fürsten von Zollern, wurde schon im Mittelalter Eisenerz abgebaut und verarbeitet – in einigen Regionen wahrscheinlich sogar schon in vorgeschichtlicher Zeit. Die Grafen von Zollern besaßen das Bergregal, also das vom König verliehene Recht zum Abbau von Bodenschätzen, das ihnen 1471 durch Kaiser Friedrich III. erneut bestätigt wurde. Im 17. Jahrhundert führte gestiegener Eisenbedarf im gesamten Südwesten zur Einrichtung von Hüttenwerken. Auf hohenzollerischem Gebiet wird 1684 eine Eisenschmelze im Lauchertal erwähnt; in ihrer Nähe entstand 1707/08 das bis heute betriebene Hüttenwerk Laucherthal (Gemeinde Sigmaringendorf, Landkreis Sigmaringen). Die zweite inländische Hütte war das bereits 1670 eingerichtete Schmelz- und Hammerwerk Thiergarten (Gemeinde Beuron, Landkreis Sigmaringen) an der oberen Donau, das 1806 mit der Herrschaft Gutenstein an Hohenzollern fiel.

Im Jahr 1850 – nach Abdankung des jeweils letzten Vertreters der Linien Hohenzollern-Hechingen beziehungsweise Hohenzollern-Sigmaringen – wurde das Fürstentum Hohenzollern unter preußische Oberhoheit gestellt und bildete bis zu seiner Auflösung 1946 die preußische Provinz „Hohenzollern'sche Lande“. 1853 bereiste der aus Siegen beorderte Oberbergamtsreferendar Heinrich Achenbach sämtliche Bohnerzlagerstätten in Ho-

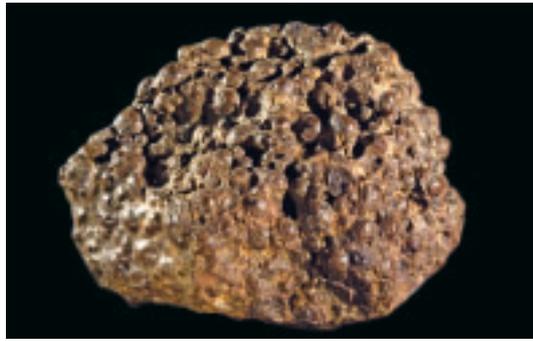
henzollern und die beiden Hüttenwerke in Laucherthal und Thiergarten. Zwei Jahre später legte er seinen handschriftlichen, annähernd 400 Seiten umfassenden Bericht über „Vorkommen, Gewinnung und Zugutemachung der Bohnerze nebst Vorschlägen zur Hebung der Bohnerzgräberei in den Hohenzollernschen Landen“ vor, der heute im Staatsarchiv Sigmaringen aufbewahrt wird (Bestand Ho 235 T 13–15 Nr. 605). Hintergrund des Auftrags an Achenbach war die gezielte Förderung der Eisenindustrie, nicht zuletzt als Instrument staatlicher Sozialfürsorge, wie aus der Einleitung des Gutachtens hervorgeht: „Die Bohnerzgräberei und die Zugutemachung der Bohnerze auf den beiden inländischen Hütten zu Laucherthal und Thiergarten beschäftigen nahe 1000 der an 66000 Einwohner zählenden Gesamtbevölkerung. Ohne diese Beschäftigung würde die durch Kartoffelkrankheit, Mißernten, Hagelschäden etc. in den letzten Jahren besonders hart betroffenen, weniger begüterten Einwohner in der traurigsten Lage sich befinden. Es bedarf daher keines weiteren Beweises, daß die Erhaltung und Hebung der Eisenindustrie eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung ist.“

Bohnerzabbau

Bohnerz, benannt nach der charakteristischen Form der Eisenerzknoten, steht auf der gesamten Hochfläche der Schwäbischen Alb in Kalksteinpalten des weißen Jura an. Die Bohnerzkügelchen



1 Bohnerzkonglomerat, Fundort Immendingen (Lkr. Tuttlingen).



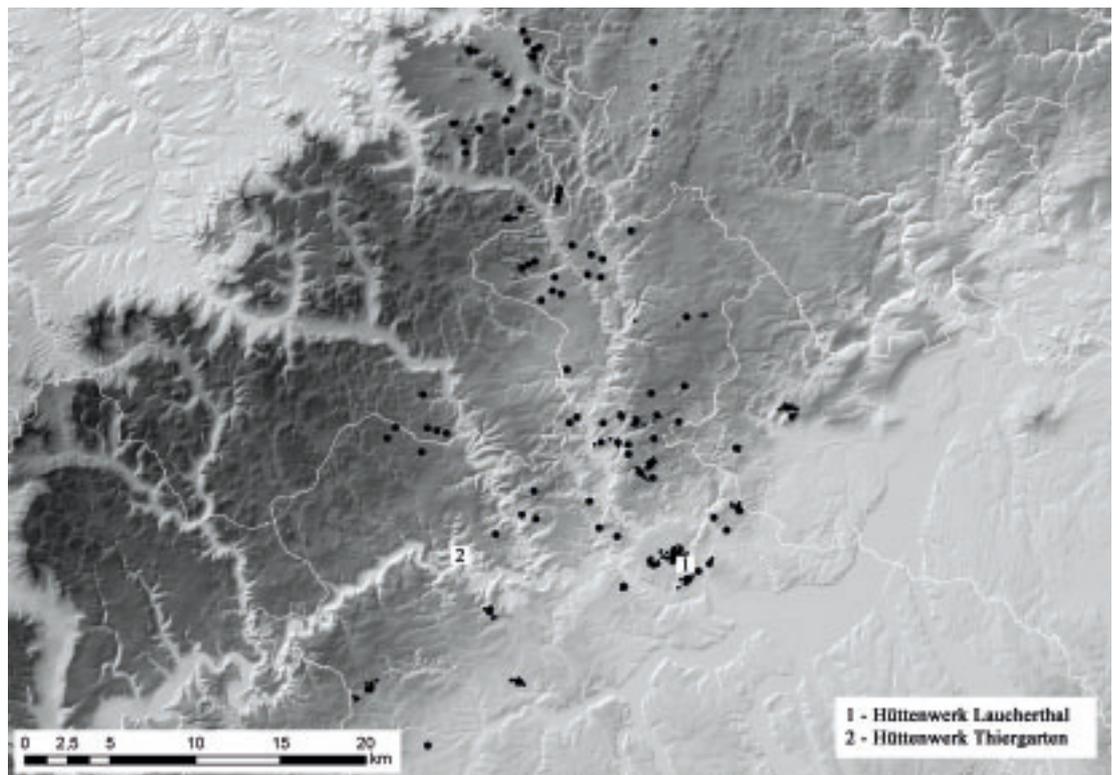
2 Pinge am Monkberg bei Salmendingen (Stadt Burladingen, Zollernalbkreis).



erreichen im Durchschnitt die Größe einer Erbse oder Haselnuss, gelegentlich sind sie zu größeren Eisenkonglomeraten verbacken (Abb. 1). Im Vergleich zu anderen erhaltigen Gesteinen ist Bohnerz von hoher Qualität; der reine Erzgehalt kann bis zu 75 Prozent betragen. Allerdings sind die Bohnerzknollen mit Erde und Steinen vermischt, sodass der geförderte „Erzgrund“ einen Erzgehalt von maximal 25 bis 50 Prozent erreicht. Entdeckt wurden die Bohnerzlagerstätten meist durch Zufall, wie Achenbach berichtet: „Hier fördern Maulwürfe Bohnerze zu Tage, dort ist es ein vom Wind entwurzelter Baum welcher Aufschluß gewährt. Häufiger noch geschieht die Entdeckung beim Ausstocken der Wälder und Pflügen der Äcker. Ist erst eine Spur gefunden, so forscht man durch Schürf- und Bohrarbeiten weiter nach“. Heinrich Achenbach beschreibt insgesamt 69 Bohnerzlagerstätten auf 23 hohenzollerischen Gemarkungen (Abb. 3). Berücksichtigung in seinem Bericht finden Lage, Ausdehnung und Qualität der Bohnerzvorkommen sowie Fördermethoden. Der Abbau der Bohnerze fand – meist im Nebenerwerb

– nahezu ausschließlich in den Wintermonaten Dezember bis Februar statt, wenn Frost den Einsturz der Grubenwände verhinderte und die Landbevölkerung wenig andere Arbeit zu verrichten hatte. Die 1811 erlassene Erzordnung für Hohenzollern sah dabei explizit vor, dass ärmere Bevölkerungskreise in die Arbeiten eingebunden wurden: „Die Erzmeister sind schuldig, bei dem Graben vornehmlich die bedürftigen Einwohner aus der Bürgerschaft als Gehilfen für ihre Arbeit anzustellen“. Vorherrschend war der Tagebau in bis zu 30 m tiefen Gruben (Abb. 2), die nicht selten nur durch Bretterschalungen oder einfache Holzstempel gesichert wurden. In flachen Gruben häufte man den Erzgrund durch Ausschaufeln an den Seiten auf, gelegentlich waren in gewissen Abständen auch Absätze zum leichteren Abtransport des Abraumes vorhanden. In tieferen Gruben bediente man sich der Förderung mit einer Aufzugsvorrichtung, der Haspel: „Zwei oder mehrere starke Rüstbäume werden quer über die Pinge gelegt und zugeböhnt. Ist die Pinge, wie nicht selten der Fall, 30 bis 40 Fuß weit, so dienen den Rüstbäumen

3 Bohnerzlagerstätten nach H. Achenbach (1855) mit den Hüttenwerken Laucherthal (1) und Thiergarten (2).





5 Ansicht des Hüttenwerks Laucherthal (Gemeinde Sigmaringendorf, Lkr. Sigmaringen), 1928.

Verhüttung

Im Zeitraum 1850 bis 1853 wurde Bohnerz im Umfang von durchschnittlich 19545 Kübeln à circa 100 Pfund an das Hüttenwerk Thiergarten beziehungsweise 54481 Kübeln pro Jahr an das Hüttenwerk in Laucherthal geliefert und dort zu Roh- oder Gusseisen verhüttet. Die deutlich geringeren Liefermengen an die Thiergartener Hütte dürften mit dem weitgehenden Fehlen von Abbaustandorten in der näheren Umgebung und dem schlechten Zustand der Zufahrtswege zu erklären sein. Diese Gründe trugen wohl auch dazu bei, dass die noch 1844 bis 1846 aufwendig modernisierte Hütte letztendlich unrentabel arbeitete und schon 1863 geschlossen wurde. Günstiger waren die Bedingungen in Laucherthal bei Sigmaringen. Das dortige Hüttenwerk war – als ursprünglich einziger Betrieb seiner Art in Hohenzollern – im Jahr 1708 eröffnet worden (Abb. 5). Wesentliche Standortfaktoren waren die bedeutenden Bohnerzorkommen des Laucherthaler Beckens, der Holzreichtum der Region sowie die verfügbare Wasserkraft der Lauchert (Abb. 6). Als günstig erwies sich auch der Umstand, „daß die Hütte zu

6 Lage des Hüttenwerks Laucherthal mit umliegenden Pingen, Lauchert mit Triebwerkskanal sowie Flurbezeichnungen „Schmelzenhau“ und „Schmelzenhalde“.



Laucherthal von den Alporten zu beiden Seiten der Lauchert auf chaussierten Thalstraßen; von einigen auch direct ohne Steigung auf Vizinal- und Fahrwegen über Hitzkufen zu erreichen ist“. Heinrich Achenbach fand 1853 im Hüttenwerk Laucherthal folgende technische Einrichtungen vor:

- „1 Hochofen mit Windererwärmungsapparat,
- 4 geschlossene Frischfeuer mit Glühöfen,
- 3 Großhämmer und 1 Schwanzhammer in der Frischhütte, 1 Zain- und Staabhammer in besonderem Gebäude,
- 1 Kleineisenwalzwerk,
- 1 Schlackenpochwerk,
- 1 Radwäsche zu Aufbereitung der in unmittelbarer Nähe gewonnenen Bohnerze“.

Heute ist von diesen Einrichtungen nur noch der bis 1879 betriebene Hochofen vorhanden (Abb. 7). Wolfgang Schnerr legte 1996 die Ergebnisse seiner bauhistorischen Untersuchung der Bausubstanz in einem ausführlichen Bericht vor. Erhalten haben sich das Hochofengebäude sowie umfangreiche Reste des Hochofens mit zugehörigen Details wie zum Beispiel Gebläsekanal, Schlackenrube (Abb. 8) und Wasserkanal für den Antrieb des Gebläses. Als Brennmaterial wurde zunächst reine Buchenkohle, später ein Holzkohlegemisch aus jeweils 50 Prozent Buchenholz beziehungsweise Fichten- und Mischholz verwendet, das überwiegend aus eigenen Waldbeständen stammte. Für eine jährliche, in 42 Betriebswochen erzielte Produktion von 17 158 Zentnern Roheisen benötigte man 18 664 Zuber Holzkohle, 55 503 Kübel Erz sowie 26 568 Kübel Flussmittel (Kalkstein). Durch Frischen, Ausschmieden und Walzen entstanden weitere Produkte, vor allem Stab- und Kleineisen.

Die geringe Größe Hohenzollerns führte dazu, dass die Produkte überwiegend außerhalb des Landes abgesetzt wurden. Hatte man im 18. Jahrhundert vor allem die großen Klöster in Oberschwaben beliefert, ließen sich die Eisenwaren aus

Laucherthal dank ihrer guten Qualität schon bald im gesamten süddeutschen Raum und der Schweiz gut verkaufen. Nach 1850 schuf die Zugehörigkeit zu Preußen weitere Absatzmärkte, sodass sich das Hüttenwerk Laucherthal – trotz der Konkurrenz der rheinischen und westfälischen Hütten – bis heute auf dem Markt behaupten konnte.

Neuzeitlicher Bergbau und Denkmalpflege

Das Spezialgebiet „Montanarchäologie“ ist schon seit mehr als 20 Jahren Bestandteil der archäologischen Forschung in Baden-Württemberg. Schwerpunkte waren bislang die keltische Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb beziehungsweise im Nordschwarzwald, der früh- und hochmittelalterliche Eisenbergbau im Vorland der Mittleren Schwäbischen Alb sowie der mittelalterliche Silberbergbau im Südschwarzwald. Der neuzeitliche Bergbau fand hingegen nur marginalen Niederschlag. Das 2014 begonnene Forschungsprojekt „Montanarchäologie und Montandenkmalpflege“ der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg wird daran einiges ändern: Ziel des Projekts ist die Erforschung und Bewahrung des kulturellen Erbes auf dem Gebiet des Montanwesens von der Vorgeschichte bis in die Neuzeit. Die Mitarbeiter des Projekts erschließen archäologische Relikte (z. B. Schürfgruben, Verhüttungsplätze, Schlacken, Werkzeuge) ebenso wie die erhaltenen historischen Bauten (Hüttenwerke mit Verwaltungs- und Wohngebäuden, technische Einrichtungen, Bergbaustollen etc.). Von großer Bedeutung ist dabei auch die Einbindung externer Einrichtungen, zum Beispiel Besucherbergwerke.

Außerhalb des Forschungsprojekts werden die Relikte des neuzeitlichen Bergbaus in Hohenzollern derzeit im Rahmen der systematischen Erfassung der archäologischen Kulturdenkmale des Mittelalters und der Neuzeit verzeichnet und auf ihren Denkmalwert überprüft. Als wesentliche Arbeitserleichterung für die Lokalisierung von Abbaustandorten erweisen sich dabei die mittels LIDAR („light detection and ranging“) erstellten digitalen Geländemodelle, die in der Denkmaldatenbank ADABweb seit einigen Jahren für ganz Baden-Württemberg abrufbar sind. Der Blick von oben zeigt auch in dichten Waldgebieten aufgelassene Schürfgruben, die ohne zeitaufwendige Besichtigungen vor Ort kartiert werden können. Weitere Hinweise geben die bei früheren Geländebegehungen auf Äckern und Wiesen nachgewiesenen Erz- und Schlackefunde sowie auffällige Flurbezeichnungen wie „Eisenloch“ oder „Schmelzenhalde“. Als wertvoll haben sich auch die Archivalien im Staatsarchiv Sigmaringen erwiesen, be-



7 Hüttenwerk Laucherthal, Hochofengebäude (1707/08–1879).

sonders der ausführliche Bericht von Heinrich Achenbach. Sollten an einem der Abbau- oder Hüttenstandorte künftig archäologische oder bauhistorische Untersuchungen stattfinden, dürften seine Ausführungen die Interpretation der Befunde und Funde wesentlich erleichtern. Im Idealfall lässt sich aus den einzelnen „Puzzleteilen“ der archäologischen Relikte, erhaltenen Bauten sowie Schrift- und Bildquellen das neuzeitliche Bergbaurevier Hohenzollern rekonstruieren – und dieses wiederum ist ein Baustein für das Wissen um die einst bedeutsame Montanregion Baden-Württemberg.

Literatur und Quellen

Christian Hübner: Katalog der Bohnerzvorkommen im Bereich der westlichen und mittleren Schwäbischen Alb, in: Forschungen zur keltischen Eisenverhüttung in Südwestdeutschland. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Bd. 92, Stuttgart 2005, S. 132–143.

Wolfgang Schnerr: Hochofen und Hochofengebäude des fürstlich hohenzollernschen Hüttenwerkes in Laucherthal. Untersuchung, Bewertung und Dokumentation der überlieferten Substanz eines technischen Kulturdenkmals. Unveröffentl. Untersuchungsbericht, 1996.

Johannes Maier: Geschichte des Fürstlich Hohenzollerischen Hüttenwerkes Laucherthal, Hechingen 1958.

J. Barth: Geschichte des Fürstlich Fürstenbergischen Hüttenwerkes Thiergarten, Sigmaringen 1858.

Heinrich Achenbach: Vorkommen, Gewinnung und Zugutemachung der Bohnerze nebst Vorschlägen zur Hebung der Bohnerzgräberei in den Hohenzollernschen Landen, Staatsarchiv Sigmaringen, Bestand Ho 235 T 13–15 Nr. 605.

Dr. Birgit Tuchen
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Tübingen



8 Schlackengrube des Hochofens Laucherthal.

Glossar

Frischen

Verfahren zur Verringerung des Kohlenstoffanteils in Roheisen

Keil- oder Lettenhau

schmale Spitzhacke, speziell im Bergbau eingesetzt



Mit Laserscanner und Dendrobohrer Mörikes „Kugelbahn“ auf der Spur Eine Kegelhahn des 18. Jahrhunderts in Tübingen

Vor der Öffentlichkeit weitestgehend verborgen, befindet sich im Zentrum Tübingens unmittelbar an der nördlichen Vorbürgmauer von Schloss Hohentübingen eine historische Kegelhahn aus dem frühen 19. Jahrhundert, die in Teilen noch auf das späte 18. Jahrhundert zurückgeht. Bereits 1991 wurde „Mörikes Kegelhahn“ im Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes thematisiert. Damals unter dem Gesichtspunkt der Denkmalerfassung und Inventarisierung. Nun, im Vorfeld einer Sanierung des Gebäudes, wurde durch eine dendrochronologische Untersuchung belegt, dass es sich hierbei um die wohl älteste noch erhaltene Kegelhahn im süddeutschen Raum handelt.

Markus Numberger

Entwicklung des Kegels

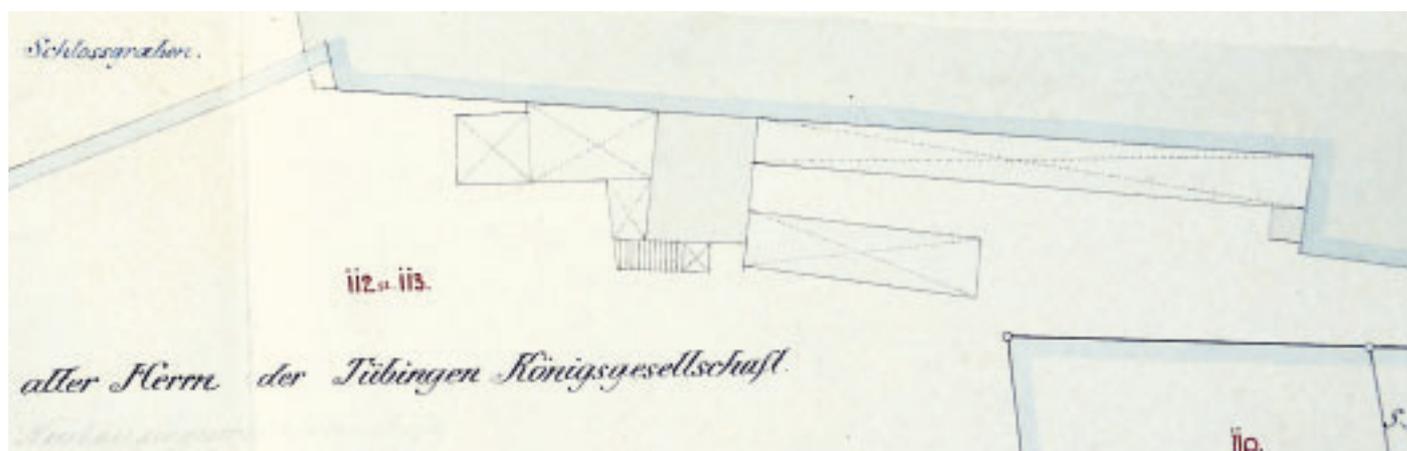
Das Kegelspiel ist schon Jahrtausende alt. Bereits in einem über 5000 Jahre alten ägyptischen Kindergrab wurde eine Art Tischkegelspiel entdeckt. Im süddeutschen Raum ist das Kegeln seit dem 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Im Mittelalter galt Kegeln als ein Glücks- und Wettspiel, das teils verpönt war und gelegentlich verboten wurde. Kegelhahnen befanden sich wohl überwiegend unter freiem Himmel und hinterließen so kaum bauliche Überreste. Erst im 17. und 18. Jahrhundert ging man allmählich dazu über, die Kegelhahnen zu überdachen, um dadurch ein Spiel bei schlechtem Wetter zu ermöglichen und um die Kegelhahnen selbst zu schützen, die nicht selten mit Holzbohlen belegt waren. Den meisten bis heute überlieferten und bekannten historischen Kegelhahnen ist gemein, dass sie in Bezug zu einer Gastwirtschaft standen.

Baugeschichte

An der Stelle des studentischen Verbindungshauses „Roigel“ (Burgsteige 20) in Tübingen stand bis

1904 die ehemalige Schlossküferei (Abb. 1). Das als Küferei oder Bindhaus bezeichnete Gebäude wurde 1755 an den Privatmann Georg Friedrich Erbe verkauft. Er betrieb zunächst die Küferei weiter und stellte dort Fässer her. Wohl in den 1760er Jahren ließ er auch eine Schankwirtschaft einrichten. 1776 übernahm dessen Sohn Christian Gottfried Erbe das Anwesen. Um mehr Gäste anzulocken und auch um den Getränkekonsum anzukurbeln, ließ Christian Gottfried Erbe um 1781 das heute noch vorhandene Gartenhaus (mit Trinkstube im Obergeschoss) im Garten der ehemaligen Schlossküferei errichten. Zu diesem Zeitpunkt muss es bereits eine erste Kegelhahn gegeben haben, denn die Dachbalken des Gartenhauses wurden aus einer ehemaligen Kugelrücklaufrinne hergestellt. Diese hölzerne Rinne konnte dendrochronologisch auf das Jahr 1767 datiert werden. Somit dürfte bereits unter Georg Friedrich Erbe eine erste Kegelhahn an der Vorbürgmauer gestanden haben. Auf den guten Zuspruch und Erfolg dieser Kegelhahn könnte die wenige Jahre später vorgenommene Erweiterung des Gebäudes nach Osten hinweisen. Der östliche Anbau am Gartenhaus (in Richtung Roigelhaus) wurde um 1786 errichtet.

1 Im Jahr 1904 wurde das heutige Verbindungshaus „Roigel“ neu erbaut. Dazu wurde zunächst die alte Schlossküferei abgebrochen. Der Lageplan zum Baugesuch von Februar 1903 zeigt erstmals die flächenmäßige Ausdehnung der Kegelhahn.





Gut 45 Jahre nach dem Bau der ersten Kegelbahn wurde diese – möglicherweise noch nicht überdachte Bahn – erneuert. Die heutige Kegelbahn ist laut dendrochronologischer Altersbestimmung 1813 unter Verwendung von älteren Hölzern des Jahres 1781 erstellt worden (Abb. 2).

Wenngleich vor der Öffentlichkeit weitgehend verborgen, so ist die Kegelbahn doch nicht unbekannt. Der Dichter Eduard Mörike schrieb 1827 in seiner humorvollen Ballade „Des Schloßküpers Geister in Tübingen“:

Jns alten Schloßwirths Garten
Da klingt schon viele Jahr kein Glas,
Kein Kegel fällt, keine Karten,
Wächst aber schön lang Gras.

[...]

Der Narr, was kann er wollen?
Er macht sich an die Kugelbahn,
Läßt eine Kugel rollen:
Ein Höllenlärm geht an.

[...]

Gut 150 Jahre lang scheint es kaum bauliche Maßnahmen oder größere Sanierungen an der Kegelbahn gegeben zu haben (Abb. 3). Erst in den 1960/70er Jahren wurde mit der Einrichtung einer Maschine zur Aufstellung der Kegel eine bauliche Veränderung vorgenommen. Ebenso wurde eine Hebevorrichtung installiert, die die Kugeln automatisch auf die Rücklaufbahn hebt. Beide Automatisierungsvorrichtungen wurden aus heutiger Sicht sehr substanzschonend in den Altbau integriert. Wohl ebenfalls in dieser Zeit wurde die Kegelbahn mit einem Zementstrich belegt, um eine dauerhafte, ebene Rollfläche zu bekommen.

Beschreibung des heutigen Gebäudes

In das langgestreckte Gebäude der Kegelbahn ist ein zweigeschossiges Gartenhaus integriert. Hölzerne Stützen mit zum Teil leicht gebogenen Kopfstreben tragen ein offenes Pultdach, das sich an die Vorburgenmauer anlehnt. Vor den Stützen befindet sich der Kugelrücklauf, eine leicht geneigte Schiene, in der die Kugel zu den Spielern zurückrollt. Der Abwurfstand der Kegelbahn liegt in einer

offenen Halle, die zu einem kleinen, zweigeschossigen Gartenhaus östlich der Kegelbahn gehört. Das offene Erdgeschoss weist eine Fachwerkkonstruktion auf, deren Stützen teils wiederum leicht gebogene Kopfstreben besitzen. In der Mitte der Halle steht eine hölzerne Säule toskanischer Ordnung, die ohne Basis auf einer steinernen, runden Plinthe aufsitzt. Nördlich des Gebäudes führt eine hölzerne Außentreppe zu einer Trinkstube im Obergeschoss. Das Gartenhaus schließt nach oben mit einer Dachgeschossebene unter einem Walm-dach ab.

Die Kegelbahn samt Gartenhaus wurde fast vollständig in Fachwerkbauweise errichtet. Die hölzerne Konstruktion besteht überwiegend aus Eichen- und Fichtenhölzern und wurde durchgängig mit verzapften Holzverbindungen zusammengefügt. Sowohl das Gartenhaus als auch die Kegelbahn stehen im Erdgeschoss auf Freiständern, die durch Kopfstreben ausgesteift sind. In die Vorburgenmauer sind steinerne Konsolen eingemauert, die Ständer für das obere Stuhlrahm tragen, das wiederum das Pultdach über der Kegelbahn stützt. Die Ständer und Kopfstreben sind mit Abbundzeichen in Form von römischen Ziffern und Dreieckskerben versehen, die eine durchgängige Zählung besitzen. Somit kann das hölzerne Tragwerk des Gartenhauses und der Kegelbahn als einheitlich und zeitgleich angesehen werden. Vereinzelt finden sich Wiedlöcher an den Balken. Diese belegen, dass das Bauholz des Gebäudes geflößt wurde und somit sehr wahrscheinlich aus dem Schwarzwald stammt und über den Neckar hierher transportiert wurde.

Sanierung

Nach wie vor wird die Kegelbahn von der Studentenverbindung Roigel genutzt. Als sich über die Jahre vermehrt Schäden an der Dachdeckung und am Dachtragwerk zeigten, wurde von Seiten der Eigentümer eine Sanierung der Kegelbahn in Erwägung gezogen. Da die Kegelbahn gemäß §12 Denkmalschutzgesetz ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung darstellt und zudem bis dahin eine unklare Befundlage und Baugeschichte aufwies, wurde im Jahr 2014 durch das Regierungs-

2 Aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts dürfte die Zeichnung des Malers Carl Doerr stammen, die die Kegelbahn erstmals bildlich darstellt. Gut zu erkennen ist das zweigeschossige Gartenhaus, das bis heute sein Aussehen weitestgehend erhalten hat.

3 Die erste Fotografie der Kegelbahn stammt von einer studentischen Verbindungsfeier aus dem Jahr 1899. Auffallend ist hier der Kamin auf dem Dach des Gartenhauses, der heute nicht mehr vorhanden ist. Entsprechend dürfte die Trinkstube im Obergeschoss einst beheizbar gewesen und somit ganzjährig genutzt worden sein.



4 Die Kegelhahn mit zweigeschossigem Gartenhaus vor der Sanierung im Mai 2014.

präsidium Tübingen, Referat Denkmalpflege, die Erstellung einer Bestandsdokumentation beauftragt (Abb. 4).

Dazu wurde die Kegelhahn im Mai 2014 zunächst komplett mithilfe eines 3-D-Farblaserscanners erfasst. Die dadurch gewonnenen Messdaten wurden digital ausgewertet und CAD-Bestandspläne des Bauwerks erstellt. Parallel wurde die Kegelhahn fotografiert und dokumentiert. Der Bauforscher Tilmann Marstaller entnahm am hölzernen Tragwerk des Gebäudes mehrere Holzproben, die beim Jahrringlabor Hofmann in Nürtingen dendrochronologisch datiert wurden. Somit konnte die Erbauungszeit der Kegelhahn genau bestimmt werden. Zudem wurde anhand von Literatur, historischen Fotoaufnahmen sowie einigen Unterlagen aus dem Stadtarchiv Tübingen eine überblicksartige Baugeschichte zur Kegelhahn erstellt. Auf Grundlage dieser Bestandsdokumentation wurden die Schäden kartiert und ein Sanierungskonzept für die Kegelhahn erarbeitet (Abb. 5). Dabei hat sich erneut gezeigt, wie notwendig umfangreiche und detaillierte Untersuchungen im Vorfeld einer Sanierung sind. So konnten die baulichen Eingriffe auf das notwendige Minimum reduziert werden. Für Eigentümer und Handwerker wurden eine Planungssicherheit und damit nicht zuletzt auch eine Kostensicherheit geschaffen. Mit den aus der Bestandsdokumentation gewon-

nenen Erkenntnissen konnte eine qualifizierte Ausschreibung der Leistungen stattfinden, sodass im Jahr 2015 die Sanierung des Gebäudes begonnen und noch im Spätsommer desselben Jahres erfolgreich abgeschlossen wurde. Hierfür standen Denkmalpflegemittel des Landes und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg in Höhe von rund 35 000 Euro zur Verfügung. Die Sanierung wurde von einem in der Denkmalpflege erfahrenen Zimmereibetrieb durchgeführt. Schadhafte Hölzer wurden nur partiell repariert und ausgebessert. Die alte Biberschwanzdachdeckung konnte weitgehend erhalten bleiben und wurde, wenn nötig, mit historischen Biberschwanzziegeln ergänzt. Insgesamt fand hier eine sehr umsichtige und denkmalverträgliche Instandsetzung der Kegelhahn statt. Auf diese Weise wurde ein bedeutendes Kulturdenkmal für weitere Jahrzehnte gesichert und bewahrt. Vergleichbare Kegelhahnen gibt es auch in verschiedenen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg und Bayern. Diese stammen jedoch – sofern sie dendrochronologisch datiert wurden – erst aus der Mitte und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Daher darf die in Teilen fast 250 Jahre alte Kegelhahn nach bisherigem Kenntnisstand zu Recht als die älteste noch erhaltene und zudem genutzte Kegelhahn im süddeutschen Raum angesehen werden. Die weitere Pflege und Erhaltung für zukünftige Generationen ist daher mehr als wünschenswert.

Glossar

Plinthe

Unterlagsplatte bzw. Sockel als Teil einer Säulenbasis.

Stuhlrähm

Horizontaler Balken im Dachstuhl, der von Stuhlständen getragen wird (auch als Pfette bezeichnet).

Wiedloch

Zumeist dreieckig vorgekerbte Bohrlöcher in Holzbalken, über die mehrere Balken zu Flößen zusammengebunden wurden.

5 Zeichnerische Auswertung der nördlichen Ansicht aus den 3-D-Scannerdaten.



Literatur

Sabine Kraume-Probst: Mörikes Kegelhahn, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 20/4, 1991, S. 182 ff.

Praktischer Hinweis

Die Kegelhahn ist nicht öffentlich zugänglich und von außen auch nicht zu sehen.

Markus Numberger

Büro für Bauforschung und Denkmalschutz
Im Heppächer 6
73728 Esslingen am Neckar

Das Baudenkmal als Quelle für historisches Lernen

Eine Unterrichtseinheit für den gymnasialen Geschichtsunterricht zum Thema „Bauen im Mittelalter“

Um unser kulturelles Erbe für die Zukunft erhalten zu können, sollten wir bereits in unseren Kindern das Bewusstsein für seinen Wert wecken und stärken. Für eine möglichst breite Sensibilisierung muss die Denkmalpflege daher auch ihre Inhalte für Schulen aufarbeiten und dort zur Verfügung stellen. Der vorgestellte Unterrichtsentwurf für die Klassenstufe 7, der im Rahmen einer Abschlussarbeit durchgeführt wurde, möchte – neben dem bereits vorhandenen denkmalpflegepädagogischen Angebot der Landesdenkmalpflege – an einem weiteren Beispiel zeigen, wie ein Baudenkmal Gegenstand historischen Lernens an der Schule sein kann, um in den Schülerinnen und Schülern (im weiteren Text nur Schüler) die Überzeugung zu wecken: „Das muss man doch erhalten!“. Der tiefe Einblick in die Erarbeitungsphase eines Unterrichtskonzepts soll hierbei pädagogisches Arbeiten nachvollziehbar machen und der Zusammenarbeit zwischen Denkmalpflege und Pädagogik zuträglich sein.

Karin Läßle

Ausgangssituation

Auf der Suche nach einem Thema für die Abschlussarbeit ihres Lehramtsreferendariats erhielt die Verfasserin die entscheidende Anregung durch die historische Bauforschung. Die Arbeit eines Bauforschers erinnert auf den ersten Blick an die eines Detektivs. Baubefunde gilt es zu finden und zu erklären. Auf das schulische Lernen übertragen, birgt dieses System eine motivationsstarke Lernsituation. Die Schüler werden zu Gebäudedetektiven, die Rätsel aus längst vergangenen Zeiten lösen. Hierbei wird ein Baudenkmal als Quelle Gegenstand des historischen Lernens im Geschichtsunterricht.

Im Mittelpunkt der siebenstündigen Unterrichtseinheit stand eine Exkursion nach Maulbronn. Dort besuchte die Klasse einen Steinbruch sowie das nahe gelegene Kloster. Im Vorfeld kam es bereits im Unterricht zu einer kurzen Heranführung an das Thema „Bauen im Mittelalter“ (Abb. 1) und zur Einteilung der Klasse in sechs „Expertengruppen“. Im Kloster arbeiteten die Schüler weitgehend frei in ihren Gruppen. Die Ergebnisse wurden anschließend im Unterricht gesammelt, gesichtet und sortiert, um sie in einem nächsten Schritt mithilfe von Gruppenplakaten der ganzen Klasse prä-

sentieren zu können. Seinen Abschluss fand die Einheit mit der Beantwortung der Leitfrage „Bauen im Mittelalter – Nur Mühsal oder auch Ausdruck von Spiritualität?“.

Überlegungen zu Kompetenzerwerb, Didaktik und Methodik

In den Leitgedanken zum Kompetenzerwerb für den Geschichtsunterricht am Gymnasium (Bildungsplan 2004) heißt es: „Die Beschäftigung mit Geschichte bedeutet, vergangene Zeiten zu rekonstruieren und die bestehenden Zustände auf die Bedingungen ihres Werdens zurückzuführen“. Den Entstehungsprozess eines Gebäudes und die dabei verwendeten handwerklichen Arbeitsmethoden zu beleuchten, stellt für die Erfüllung dieser Maßgabe ein geeignetes Verfahren dar. Auch Geschichtsunterricht nicht nur als „Arbeits- und Denkkunde“ zu verstehen, sondern dort auch „emotionale Zugänge“ zu ermöglichen, schien mit der geplanten Unterrichtseinheit erreichbar zu sein. So lässt sich die Faszination, die von einem historischen Lernort ausgeht, im Regelunterricht kaum wecken. Die besondere Berücksichtigung regionalgeschichtlicher Inhalte konnte mit der Unterrichtseinheit ebenso abgedeckt werden wie das Ar-



1 Linker Außenflügel der Maulbronner Stiftertafel (1450). Bau der Klosterkirche in Maulbronn durch Zisterzienser-mönche.

beiten in Sozialformen, bei denen „selbstständiges Arbeiten eine wichtige Rolle spielt“. Diese Forderung aus den stufenspezifischen Hinweisen im Bildungsplan kann mit einer Gruppenarbeit gut erfüllt werden. Seinen direkten Bezug findet der klösterliche Baubetrieb in der Bildungsplaneinheit 1 für die 7./8. Klasse „Gesellschaft und Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit“, weil er exemplarisch für einen Aspekt der mittelalterlichen Lebenswelt steht.

Obwohl das vorgestellte Unterrichtskonzept auf den Vorgaben des alten Bildungsplans (2004) basiert, muss es gleichermaßen denen des neuen (2016) entsprechen. Dieser liegt bei der Erstellung des vorliegenden Beitrags allerdings noch nicht in einer zitierfähigen Fassung vor. Anhand der vorgesehenen neuen Leitgedanken zum Kompetenzerwerb, die bereits im Internet einzusehen sind, lässt sich aber schon jetzt eine positive Prognose für eine erneute Durchführung der Unterrichtseinheit geben. So wird etwa unter den Faktoren, die den Bildungswert des Faches Geschichte ausmachen, das Beispiel gewählt, wonach „das vertraute Gebäude im eigenen Wohnort“ für die Schüler die „geschichtliche Bedingtheit der menschlichen Existenz“ und die „ihrer Lebenswelt“ erfahrbar macht. Diese Aufwertung baulicher Überreste für das historische Lernen zeigt nicht nur eine erfreuliche

2 Die Schüler erproben die vorgestellten Werkzeuge direkt am Werkstein.

3 Ein Mitarbeiter des Steinwerks erläutert den Schülern den modernen Sandsteinabbau.



Grundtendenz aus Sicht der Denkmalpflegepädagogik, sondern bietet auch eine breite Basis für eine Anwendung der Unterrichtseinheit im Sinne des neuen Bildungsplans.

Die entscheidenden Unterrichtsziele für den Kompetenzerwerb der Schüler sind es, vom „Kennenlernen“ der Lerninhalte über das „Erkennen“ ihrer spezifischen Besonderheiten hin zu ihrer „Beurteilung“ zu kommen. Dieser didaktische Dreischritt fußt auf einem theoretischen Kompetenzmodell für das historische Lernen. Nur durch Lernkonzepte, die jeden dieser drei Unterrichtsschritte enthalten, wird gewährleistet, dass nicht nur historische Fakten gelernt werden (Kennenlernen) und deren Verortung im jeweiligen zeitlichen und personellen Kontext (Erkennen) stattfindet, sondern dass die Schüler das Historische so verinnerlichen, dass sie dazu durch ihr Urteilsvermögen eine reflektierte Haltung einnehmen können (Beurteilen).

Für die durchgeführte Einheit zum Bauen im Mittelalter mussten sich im Vorfeld diese drei Ziele, wie beim folgenden Beispiel, konkret den Unterrichtsbestandteilen zuordnen lassen:

Die Spuren mittelalterlicher Bautechnik können die Schüler entdecken und beschreiben. Sie können Fragen an das vergangene Geschehen stellen und in detektivischer Arbeit Antworten darauf finden. Sie erkennen hierbei insbesondere im Bereich der historischen Bautechnik einfache Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung und können unterschiedliche Lösungsansätze für technische Probleme konzipieren, diskutieren und bewerten.

Besuch des Steinwerks und Einführungen im Kloster

Am Exkursionstag führte der erste Weg in einen Maulbronner Steinbruch mit Steinwerk, wo die Schüler durch eine Betriebsführung nicht nur den modernen Abbau (Abb. 3) und die Weiterverarbeitung des Sandsteins kennenlernten sondern nach einer Vorführung historischer Bearbeitungstechniken diese auch selbst am Werkstein ausprobieren durften (Abb. 2).

Im Kloster angekommen, erhielt die Gruppe eine kurze Einführung in die Grundstrukturen des klösterlichen Lebens und die architektonischen Gegebenheiten. Besonderer Wert wurde hierbei darauf gelegt, Verknüpfungen zwischen dem Klosterleben und dem Kloster-Baubetrieb herzustellen. Ein weiterer Kurzvortrag eines Architekten und Bauforschers führte die Klasse mit konkreten baulichen Beispielen an die historische Bauforschung heran. Anhand einer zugemauerten Tür im Speisesaal der Laienmönche wurde nicht nur ein Ablauf von Bauprozessen deutlich, sondern auch ein beispielhafter Befund für die Veränderung bestehender Gebäudeteile erklärt. In diesem Bereich wurde nämlich offenbar ein neuer Baukörper an das bestehende Gebäude angebaut. Auch die Spuren von Werkzeugen waren ein Thema, das die Schüler unmittelbar mit den vorangegangenen Erfahrungen im Steinbruch verknüpften. Abschließend erklärte der Fachmann, was man unter einem Befund versteht, sowie das methodische Vorgehen der historischen Bauforschung mit ihren Arbeitsschritten: 1. Feststellung des Befundes, 2. Befundaufnahme, 3. Erstellung eines ersten Deutungsansatzes, 4. Reflexion mit Einbezug weiterer Informationen und 5. Erstellung eines Berichts. Diese fünf Schritte wurden als didaktisches Raster im Allgemeinen für das Konzept der Unterrichtseinheit und im Speziellen für die Konzeption der darauf folgenden Gruppenarbeit genutzt.

Ablauf der Gruppenarbeit

Weil sich die Schüler während ihrer Gruppenarbeit eigenständig in der Klausur des Klosters bewegen können sollten, musste die Zusammensetzung der Gruppen im Vorfeld durch die Lehrkraft festgelegt werden. Einerseits durften der zeitgleiche Museumsbetrieb nicht gestört und die wertvolle Baubsubstanz nicht beschädigt werden, andererseits war es nur durch das uneingeschränkte Erkunden der Klausur möglich, Räume zu entdecken, Oberflächen zu begutachten, Blickwinkel zu verändern, Dimensionen zu erfassen und Gegebenheiten zu vergleichen. Die Aufstockung der vorgeschriebenen zwei auf vier Begleitpersonen sollte dies zusätzlich sicherstellen.

Jede Gruppe hatte zwei Aufgabenblätter zu bearbeiten. Das erste enthielt die Lagebeschreibung des Befundes und seine Problemstellung. Direkt am Befund musste die Gruppe einen ersten Deutungsansatz erstellen und diesen zeichnerisch und textlich festhalten. Wenn das erste Arbeitsblatt bearbeitet war, durften sich die Gruppenmitglieder das zweite Arbeitsblatt abholen. Dieser Ablauf war deshalb wichtig, weil auf dem zweiten Arbeitsblatt der Ort erwähnt war, an dem sich innerhalb der Klausur die Lösungen für die Befundprobleme befanden: in der Ausstellung zum mittelalterlichen Baubetrieb in einem Kellerraum des Klosters.

Aufgaben der Gruppenarbeit

Die Aufgabenstellungen der Einzelgruppen orientierten sich didaktisch an den bereits genannten Arbeitsschritten eines Bauforschers. Deshalb soll

4 Arbeitsblatt 1: Beschreibung des Befundortes mit Lageplan und Problemstellung (Aufg. 1); Ergebnis-sicherung des Gruppengesprächs (Aufg. 2).

Geschichte Klasse 7 Exkursion Kloster Maulbronn Fr. Läßle

Gruppe 4 „Lasten bewegen“: Aufgabenblatt 1

Aufgabe 1
Begeht Euch ins Herrenrefektorium zur vorletzten Säule vor der Außenwand. Die Säule ist aus unterschiedlichen Einzelteilen zusammengesetzt. Der Stein direkt unter dem Kapitell (oberer Abschluss einer Säule) wiegt ungefähr 1t. Wie könnte man diesen Stein beim Bau an seinen Platz bekommen haben? Bedenkt dabei insbesondere das Problem der Befestigung?

Aufgabe 2
Haltet die Ergebnisse Eurer Problemuntersuchung schriftlich und zeichnerisch fest.

Zeichnung:

Beschreibung:
Sie bauen ein Gerüst, ziehen den Stein hoch und setzen ihn auf das Gerüst. Der Stein ist mit Brettern und Seilen befestigt.

Aufgabe 3
Wenn ihr fertig seid, könnt ihr Arbeitsblatt 2 abholen.

5 Ausstellungsstücke zum Bauen im Mittelalter. Zur Befestigung der Werksteine am Seil dienten die Steinzange (links) und der so genannte Wolf.



6 Arbeitsblatt 2: Bearbeitung des Befundproblems in der Ausstellung (Aufg. 4); Hausaufgabe (Aufg. 5; 6). In der Ausstellung entschied sich die Schülerin noch für die Steinzange als Hebewerkzeug (Aufg. 4), nach einer weiteren Reflexionsphase (Aufg. 5) für den Wolf.

von den sechs Expertengruppen „Steinmetzzeichen“, „Geometrie und Vermessung“, „Steinbearbeitung“, „Bögen und Gewölbe“ und „Baustile“ die Arbeit der Gruppe „Lasten bewegen“ hier exemplarisch vorgestellt werden. Sie sollte im Speisesaal der Mönche herausfinden, wie man einen Werkstein beim Bau, ohne ihn zu beschädigen, auf den oberen Abschluss einer Säule transportiert haben könnte. Die Schüler sollten dabei insbesondere das Problem der Steinbefestigung diskutieren. Auf dem Arbeitsblatt wurde genug Platz für die zu-

gehörigen zeichnerischen und textlichen Überlegungen zur Verfügung gestellt und mit seiner Bearbeitung waren Befundforschung, -aufnahme und die Formulierung erster Lösungsansätze vollzogen. Die Gruppe erwies sich als überaus engagiert bei der Lösung des Rätsels (Abb. 4). Unterschiedliche Möglichkeiten des vertikalen Lastentransports und der Befestigung des Steins wurden diskutiert. Die Schüler einigten sich auf ein Verfahren mit Gerüst, auf das der mit Brettern festgebundene Stein hochgezogen wurde, um ihn anschließend von dort auf die anderen Steine zu setzen (Abb. 4, Aufg. 2). Für das Problem, wie man hierbei das Seil zwischen dem unteren und oberen Stein herausbekommen haben könnte, fanden sie im Gruppengespräch keine für alle akzeptable Lösung.

Mit dem zweiten Arbeitsblatt, auf dem sie die „Reflexion mit Einbezug weiterer Informationen“ festhalten sollten, bekamen die Schüler die Möglichkeit, ihre ersten Deutungsansätze zu überprüfen. Hierzu dienten die Informationen, die die Ausstellung zum mittelalterlichen Baubetrieb bietet. Jedes Befundproblem konnte mit den Informationen der Ausstellung bestätigt oder geklärt werden. Für die Befestigung von Naturwerksteinen an einem Seil findet man dort eine historische Steinzange und den so genannten Wolf (Abb. 5). Um die Befestigung mit einer Steinzange ergänzte die Gruppe in der Ausstellung ihre Befunderklärung, wurde aber darüber hinaus darin bestätigt, dass sie mit ihrer Gerüsttheorie richtig gelegen hatte (Abb. 6, Aufg. 4).

Zu Hause sollten die Schüler in weiteren Medien zu ihrem Thema (Abb. 6, Aufg. 5) recherchieren und – wie ein richtiger Bauforscher – einen Abschlussbericht (Abb. 6, Aufg. 6) verfassen. Mit dem erneuten Aufgreifen der Thematik zu Hause („Ich habe nochmal über den Ausflug nachgedacht“) hat die Verfasserin des hier vorgestellten Arbeitsblattbeispiels sehr anschaulich die Unterrichtsziele für den Kompetenzerwerb erreicht: Die Gruppe hat unterschiedliche Arten der Lastenbefestigung und des Transports kennengelernt. Sie hat erkannt, welche Schwierigkeiten insbesondere das Befestigen der Werksteine bereitet hat und sie kann wegen des Fehlens von Befestigungslöchern an den Seiten der Steine beurteilen, welches Werkzeug aus der Ausstellung für das Hochziehen verwendet wurde: der Wolf.

Die Ergebnissicherung fand anhand der Arbeitsblätter und der nach der Exkursion im Unterricht erstellten Präsentationsplakate statt (Abb. 8). Die Gruppe „Lasten bewegen“ war im Museum besonders von der Erläuterung des mittelalterlichen Laufrades mit Kran fasziniert. Die zeitgenössischen Abbildungen im Museum wurden für das Plakat in Schemaschnitte mit statischen Erläuterungen ihrer Konstruktion umgesetzt (Abb. 7).

Geschichte Klasse 7 Exkursion Kloster Maulbronn Fr. Läßle

Gruppe 4 „Lasten bewegen“: Aufgabenblatt 2

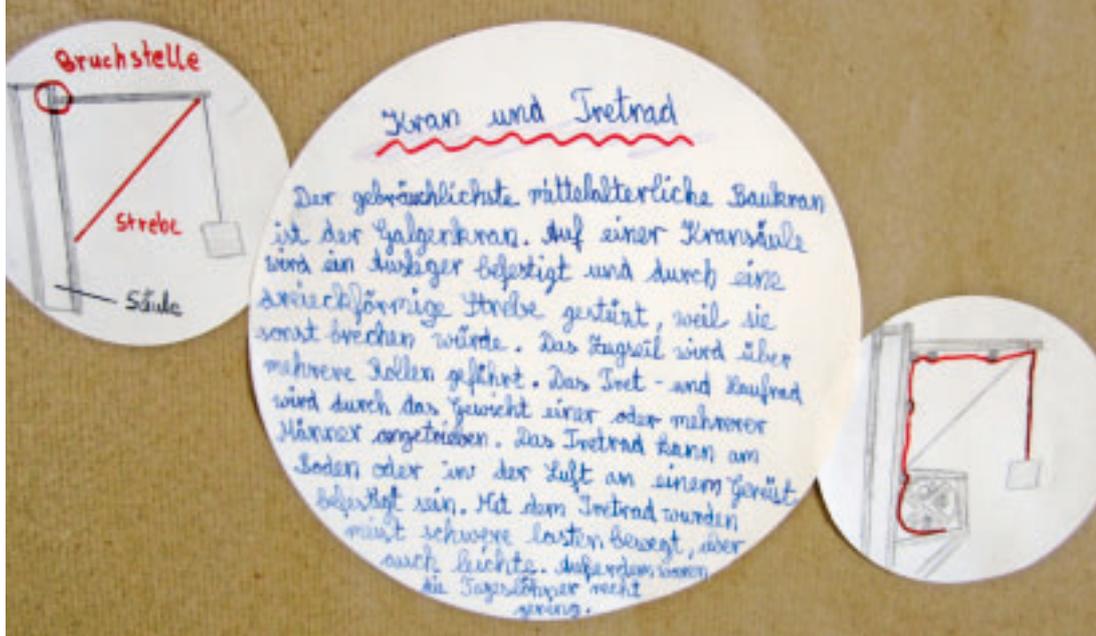
Aufgabe 4
Begeht Euch jetzt in die Ausstellung im Kellerraum direkt neben der Schranke am Eingang. Hier haben die Ausstellungsmacher Hintergrundinformationen zum Bauen im Mittelalter zusammengestellt. Schaut Euch die Ausstellung an und sucht Informationen, die Euch bei der Lösung Eures Bau-Problems helfen können. Haltet das Ergebnis schriftlich und zeichnerisch (Rückseite) fest.

(Wir waren richtig.)

Der: 2 Greifarme greifen in 2
Röhren. Durch das Gewicht werden
die Greifarme zusammengedrückt.

Aufgabe 5 (Hausaufgabe)
Suche in Büchern und dem Internet weitere Informationen und Abbildungen zu Deinem „Spezialgebiet“. Beschreibe Dein Vorgehen und sammle die Ergebnisse.
Ich habe nochmal über den Ausflug nachgedacht und hab mich erinnert das wir im Kloster 2 Werkzeuge gesehen haben die „Greifzange“ und den „Wolf“. → Der „Wolf“ wird in in ein oben schartes Loch gesteckt. Er war dreiecklich und konnte nicht mehr herausgezogen werden.

Aufgabe 6 (Hausaufgabe) Man hat ihn zweiteilig reingeschoben.
Verfasse nun mit all den gesammelten Informationen einen Abschlussbericht zu Deinem Bau-Problem „Lasten bewegen“.
Bei dem Bau des Klosters beim oberen Ende der Säule wurde wahrscheinlich ein Wolf benutzt, weil wir an den Seiten kein Locher entdecken konnten.



7 Detail des Plakats der Gruppe „Lasten bewegen“. Sie ergänzte die Informationstexte aus der Klosterausstellung um die Schemazeichnungen zur Statik eines Tretrades mit Kran.

Übertragbarkeit der Unterrichtseinheit auf andere Kulturdenkmale

Die Unterrichtseinheit lässt sich mit entsprechenden Anpassungen auch am Beispiel anderer Kulturdenkmale durchführen. Voraussetzung ist, dass die Bautätigkeiten der Expertengruppen am Gebäude nachvollziehbar sind. Fehlen ein oder mehrere Baubefunde, können diese auch durch andere Befunde ersetzt werden. Denkbar sind hierfür etwa Befunde wie Abbundzeichen in einer Fachwerkkonstruktion, Feierabendziegel oder Schablonenmalereien.

Das Hintergrundwissen für die Erarbeitung der Aufgaben, das in Maulbronn die vorhandene Ausstellung liefert, könnte an anderen Kulturdenkmälern auch über Informationsblätter zur Verfügung gestellt werden. Die neuen Medien bergen an dieser Stelle ein großes Potenzial, weil sie das Angebot von gedruckten Zusatzinformationen gänzlich erübrigen würden. So könnte alles Zusatzwissen auch über QR-Codes abrufbar sein. Im Hinblick auf die neuen Bildungspläne entspräche diese Erweiterung der neuen Leitperspektive Medienbildung.

Beantwortung der Leitfrage

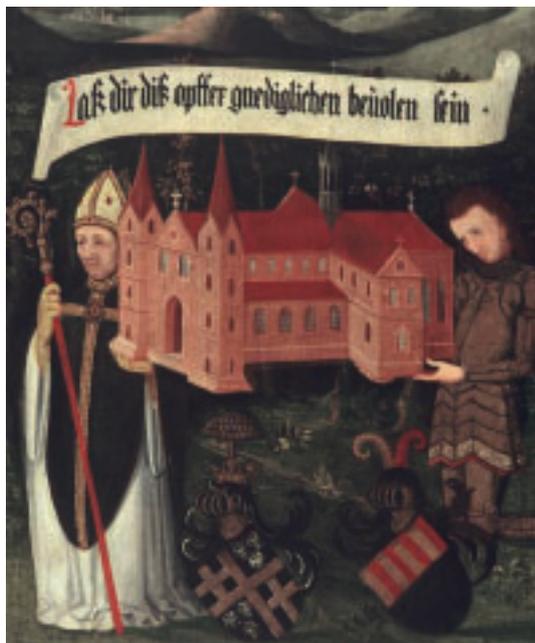
Zum Abschluss der Einheit wurde zu Stundenbeginn die Leitfrage gestellt: „Warum bauten die Menschen im Mittelalter?“. Diese für die Schüler im ersten Moment lapidar erscheinende Frage erwies sich im weiteren Klassengespräch als gar nicht mehr so einfach. Die erste Schülerantwort lautete: „Damit es ihnen nicht auf den Kopf geregnet hat!“. „Eine Ritterburg soll die Bewohner auch vor Feinden schützen!“, ergänzte ein anderer Schüler. Recht schnell entstand so auf der Basis des Klassengesprächs ein Tafelbild, in dem lebenserhaltende und wirtschaftliche neben politische Gründe für das Bauen gestellt werden konnten. An dieser Stelle wurde ein Ausschnitt der Maulbronner Stiftertafel

(Abb. 9) als Impuls eingesetzt, wodurch die Schüler im anschließenden Klassengespräch weitgehend eigenständig die Faktoren für spirituell motiviertes Bauen zusammenstellen konnten. Hierbei leisteten sie eine Analyse des religiösen Opferbegriffs und ergänzten das Bittopfer der Maulbronner Stifter um das Opfern zum Lob, zur Sühne und zum Dank. Hiermit war auf der Ebene der gesamten Unterrichtseinheit das letzte Ziel des didaktischen Kompetenzerwerbs erreicht, da deutlich wurde: Bauen im Mittelalter war nicht nur ökonomisch und politisch, sondern immer wieder auch spirituell motiviert. In der Schlussdiskussion übertrugen die Schüler das Thema unmittelbar auf ihre eigene Lebenswelt. Neben der Frage, ob das Kanzleramt in Berlin eher Schutz oder Repräsentationszwecke erfüllt, wurde auch die Aussage eines Schülers diskutiert: „Heute baut bei uns doch niemand mehr eine Kirche!“. Eine muslimische Schülerin berichtete daraufhin vom Wunsch ihrer Gemeinde, eine Moschee zu bauen, und vom schwierigen Genehmigungsverfahren. Eine nichtmuslimische Schülerin beschwerte sich: „Das muss doch einfacher und

8 Die Gruppe „Bögen und Gewölbe“ bei der Zusammenstellung ihres Präsentationsplakats.



9 Rechter Innenflügel der Maulbronner Stiftertafel (1450). Bischof Günther von Speyer und Walter von Lomersheim bringen der hl. Jungfrau Maria ein Modell der Klosterkirche dar. Im Spruchband darüber ist zu lesen: „Laß dir dieß opffer gnediglichen bevolen sein.“



schneller gehen, da geht es doch um den Glauben der Menschen!“ Diese Schülerin hatte offenbar erkannt, dass Gebäude einen emotional-spirituellen Wert besitzen können, und hat gelernt zu beurteilen, wann dies in einem anderen Kontext der Fall ist.

Fazit

Es hat sich gezeigt, dass ein Baudenkmal als Quelle für den Geschichtsunterricht überaus aufschlussreich und ergiebig sein kann. So wie eine schriftliche Quelle für den Leser nur Sinn macht, wenn er sie verstehen und sich sicher sein kann, dass es sich hierbei um ein Original handelt, so ist es auch beim Kulturdenkmal wichtig, dass es ein authentisches Zeugnis ist. Die Aufgabe der Denkmalpflege ist es, diese Authentizität zu erhalten und fachfremden Personen wie Lehrern bei deren Nutzung für den Unterricht zur Seite zu stehen. Wichtige Hilfe leisten bei Letzterem bereits eine Reihe von Lehrerhandreichungen und Angeboten der Denkmalpflegepädagogik. Diese gilt es mit Nachdruck auszubauen, gleichzeitig aber auch, neue Wege zu beschreiten. Nur dann ist es möglich, genug Menschen zu erreichen, die sich in Zukunft für den Schutz und die Pflege unseres kulturellen Erbes einsetzen werden.

Dank und Hinweis

Der Firma Lauster Steinbau GMBH, Werk Maulbronn, möchte ich an dieser Stelle für die gute Organisation unseres Besuchs und die interessante Führung danken. Mein weiterer Dank gilt dem Unternehmen Staatliche Schlösser und Gärten, Klosterverwaltung Maulbronn, für die Erlaubnis, die Gruppenarbeit in dieser Form durchführen zu

dürfen, sowie dem Büro strebewerk. aus Stuttgart für die Kurzführung zur Bauforschung.

Das denkmalpflegepädagogische Angebot der Landesdenkmalpflege findet sich unter <http://www.denkmalpflege-bw.de/geschichte-auftrag-struktur/denkmalpflege-in-baden-wuerttemberg/bildung.html>

Literatur

Ulrich Knapp: Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte, Stuttgart 1997.

Peter Gautschi/Jan Hodel/Hans Utz: Kompetenzmodell „Guter Geschichtsunterricht“ – eine Orientierungshilfe zur Angebotsplanung für Lehrerinnen und Lehrer (15.4.2009). Im Internet verfügbar unter http://www.gymlaufen.ch/fileadmin/pdf/was/oa11/oa11_2011/Kompetenzmodell-Geschichte-OA2011.pdf (letzter Zugriff 25.2.2016)

Der Bildungsplan 2004 auf dem Landesbildungsserver www.bildung-staerkt-menschen.de

Für den Bildungsplan 2016 wurde eine neue Internetplattform eingerichtet, auf der die verbindliche Neufassung voraussichtlich ab April abrufbar sein wird. Die Einführung beginnt zum Schuljahresbeginn 2016/17.

www.bildungsplaene-bw.de

Glossar

Kompetenz

Begriff der modernen Didaktik für das, was Unterricht in Schülern ausbilden bzw. entwickeln sollte. Im Gegensatz zum Lernen reiner Fakten, ermöglicht die Kompetenz als ein Zusammenspiel von Willen, Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten Lerninhalte so zu verinnerlichen, dass sie für Problemlösungen in einem anderen Kontext zur Verfügung stehen.

Kompetenzmodell für historisches Lernen

Für den gymnasialen Geschichtsunterricht sehen Gautschi, Hodel und Utz (2009) die Kompetenzen der Wahrnehmung, Erschließung, Interpretation und der Orientierung als Vorstufen für die Hauptkompetenz des historischen Erzählens (narrative Kompetenz). Für die praktische Umsetzung fand im vorliegenden Fall die Anwendung der Einzelkompetenzen auf die drei Unterrichtsziele des Kennenlernens (Wahrnehmung und Erschließung), Erkennens (Interpretation) und Beurteilens (Orientierung) statt.

Wolf

Werkzeug zur Befestigung von Werksteinen. An der Oberseite des Steins wurde eine schwalbenschwanzförmige Vertiefung in den Stein gearbeitet. Der Wolf hinterließ nur auf der Steinoberseite Spuren, die nach dem Einmauern des Werkstücks nicht mehr sichtbar sind.

Karin Läßle

Im Unteren Kienle 2a
70184 Stuttgart

„Wie ein schwarzer Fleck“ – Gefallenendenkmäler in Stuttgarter Gymnasien

Ein Schülerprojekt am Friedrich-Eugens-Gymnasium Stuttgart

Anlässlich des 100-jährigen Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs beschäftigte sich der Geschichtskurs in der Oberstufe des Friedrich-Eugens-Gymnasiums in Stuttgart mit dem Thema der Erinnerungskultur am Beispiel von Gefallenendenkmälern. Ausgehend vom Gefallenendenkmal an der Wand im Flur der eigenen Schule machten sich die Schülerinnen und Schüler (im weiteren Text nur Schüler) auch in anderen Stuttgarter Gymnasien auf die Suche. Sie entdeckten ganz unterschiedliche Denkmäler, die in eindrücklicher Weise das Gedenken an die massenhaft gefallenen Lehrer und Schüler darstellen, aber auch die Trauer und den Schmerz, der durch Krieg verursacht wurde. Jedes Denkmal machte bei genauerem Hinsehen deutlich, dass in den jeweiligen Zeiten der Aufstellung sehr unterschiedlich der Toten gedacht wurde.

Martina Blaschka/Stefan Wilking

Zum Ende eines Schuljahres besteht häufig die Möglichkeit, Projekte durchzuführen. Auf Anregung von Iris Geiger-Messner, die das Projekt fotografisch begleitet hat, fand unter dem Stichwort Erinnerungskultur eine Einführung in das Thema Kleindenkmale statt. Die Leiterin des Projekts zur Erfassung der Kleindenkmale am Landesamt für Denkmalpflege, Martina Blaschka, stellte die kleinen Objekte wie Brunnen, Wegkreuze oder Grenzsteine vor und erläuterte ihre Bedeutung für die Rechts-, Frömmigkeits-, Wirtschafts- oder Herrschaftsgeschichte. Dabei wurden auch Gefallenendenkmäler erwähnt, was die Schüler bewog, dieses Thema aufzugreifen und in einem Projekt zu vertiefen.

Elf Schüler des vierstündigen Geschichtskurses am Friedrich-Eugens-Gymnasium versuchten zusammen mit ihrem Lehrer Dr. Stefan Wilking herauszufinden, auf welche Weise mit Gefallenendenkmälern an das grausame Sterben vieler Soldaten und Zivilisten in den beiden Weltkriegen vor 100 beziehungsweise vor 70 Jahren erinnert wird und welche Erinnerungskultur hinter den Denkmälern steckt.

In einem ersten Schritt galt es herauszufinden, ob es in den anderen Stuttgarter Gymnasien ebenfalls Gefallenendenkmäler gibt. Hierzu suchten die Schüler in Arbeitsgruppen weitere Gymnasien in Stuttgart auf. Jede Gruppe befasste sich intensiv vor Ort mit einem Gefallenendenkmal, fotografierte es, beschrieb es und versuchte, Auskünfte darüber in der jeweiligen Schule zu erhalten. Zum

Abschluss des Projekts zeigte ein Besuch im Stadtarchiv Stuttgart die zur Verfügung stehenden Recherchemöglichkeiten auf. Jede Gruppe stellte in einer Präsentation und einem kurzen Text „ihr“ Gefallenendenkmal vor. Diese Interpretationen bilden die Grundlage des folgenden Textes.

Friedrich-Eugens-Gymnasium

Wie ein „Fleck“, wie ein „großer, schwarzer Fleck“, so beschreiben die Schüler das Gefallenendenkmal am Hintereingang des Friedrich-Eugens-Gymnasiums. „Zum Gedenken an die gefallenen und vermissten Schüler und Lehrer der Friedrich-Eugens-Oberschule“, lautet die Inschrift in Großbuchstaben darauf. Sie ist fast „neutral“ formuliert; es fehlt



1 Projektarbeit vor dem Denkmal.





2 Gefallenendenkmal von 1923 auf dem Friedhof in Stuttgart-Münster.

das Wort „unseren“, das oft auf Gefallenendenkmälern zu finden ist.

Die Erinnerung und das Gedenken an die beiden großen Weltkriege des letzten Jahrhunderts haben sich im Laufe der Geschichte gewandelt, was sich am Beispiel der Gefallenendenkmäler zum Ersten Weltkrieg ablesen lässt. So wurden die Toten dieses Krieges zunächst, kurz nach Kriegsende, in der Weimarer Republik betrauert und dann vor allem in der Zeit des Nationalsozialismus nach 1933 immer stärker als „Opfer“ und „Helden“ verehrt. Der vermeintlich „heroische Kampf für das Vaterland“ trat auf den Denkmälern immer deutlicher hervor. Waffen und Stahlhelme sollten soldatische Tugenden symbolisieren und den nachfolgenden Generationen den Kampf als erstrebenswert erscheinen lassen. Doch es gibt auch Ausnahmen, wie etwa das Denkmal auf dem Friedhof in Stuttgart-Münster (Abb. 2). Dort warnt das 1923 im neoklassizistischen Stil errichtete Denkmal für 139 Gefallene aus der kleinen Gemeinde mit der Inschrift „Nie wieder Krieg“ vor militärischer Gewalt und mahnt deutlich zum Frieden. 1935 wurde von der NSDAP-Ortsgruppe Münster die Inschrift beanstandet und eine Beseitigung gefordert, die aber nie ausgeführt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, der den Ersten in der Zahl der Toten, Verwundeten und im Ausmaß der Zerstörungen um ein Vielfaches überstieg und zudem noch durch die Schuld an den grausamen Verbrechen der nationalsozialistischen Terrorherrschaft belastet war, wandelte sich das Gedenken an den Krieg erneut. Nicht mehr der Heldentod, sondern die Opfer und die Zerstörung rückten ins Zentrum der Darstellungen. Dies zeigt sich auch an den Denkmälern in Stuttgarter Schulen und im Friedrich-Eugens-Gymnasium, das 1954 als erster Wiederaufbau eines Gymnasiums in Stuttgart nach Plänen des Architekten Hans Brüllmann errichtet wurde.

Gemeinsam betrachtete die Gruppe den schwarzen, nierenförmig geschnittenen Kunststein in der hinteren Pausenhalle (Abb. 1). Unterhalb der Inschrift stehen vier trauernde Figuren, daneben die Jahreszahlen 1813–1815, 1870–1871, 1914–1918 und – etwas versetzt – die Daten des Zweiten Weltkriegs 1939–1945. Die Frauengruppe ist

3 „Unseren Gefallenen“ – fünf Tafeln an der Wand der Pausenhalle des Dillmann-Gymnasiums.



schemenhaft stilisiert, sie wirkt dadurch zeitlos, genauso wie ihre Kleidung. Ein Kind befindet sich darunter, die Köpfe sind geneigt, die Körper gebeugt. Still, in sich gekehrt, verneigen sich die Figuren vor den Toten, ihren Vätern, Söhnen und Brüdern. Trauer und Schmerz zeigen sich, aber auch Fassunglosigkeit und Ohnmacht angesichts von Krieg, Zerstörung und Tod. Von einer Heroisierung militärischer Taten ist hier nichts zu erkennen. Das Denkmal ist wohl mit dem Neubau der Schule 1954 entstanden. Die Recherchen nach schriftlichen Zeugnissen, die einen Hinweis auf den Autor des Denkmals geben könnten, blieben erfolglos. Auch die Denkmäler der Nachbar-Gymnasien, die im Laufe der 1950er und 1960er Jahre entstanden und feierlich eingeweiht wurden, warnen vor Krieg und Zerstörung und mahnen zur Bewahrung des Friedens.

Dillmann-Gymnasium

Das Gefallenendenkmal in der Pausenhalle des nach dem Zweiten Weltkrieg nach Plänen von Peter Salzbrenner und Karl-Hans Neumann neu erbauten und 1958 eingeweihten Dillmann-Gymnasiums erinnert auf fünf großen Kupfertafeln an die Toten der Weltkriege (Abb. 3). Namentlich wird ihrer unter der schlichten Überschrift „Unseren Gefallenen“ am Haupteingang gedacht. Über 500 Tote sind es, und die vielen Namen sollen das Ausmaß von Krieg und Gewaltherrschaft zeigen. Im Gegensatz zum Denkmal im Friedrich-Eugens-Gymnasium werden hier auch diejenigen genannt, die sich gegen das „Dritte Reich“ gestellt haben und ihren Widerstand mit dem Leben bezahlen mussten. Der niedere steinerne Tisch bei dem Denkmal ist für die Ablage von Kränzen gedacht. Über die Autoren des Denkmals ist nichts bekannt. Bei der Einweihungsfeier 1961 wurde den Künstlern zwar gedankt, sie wurden aber nicht namentlich genannt.

Eberhard-Ludwigs-Gymnasium

Auch das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium beklagt die vielen Opfer der Kriege unter seinen Lehrern und Schülern. Das ehemalige Schulgebäude war beim Bombenangriff 1944 zerstört worden, der jetzige Bau wurde nach Plänen der Stuttgarter Architekten Adolf und Hans Bregler am neuen Standort errichtet und 1957 eingeweiht. Wie im Schularchiv nachzulesen ist, war schon im Jahr 1955 beschlossen worden, dass auch die Namen der „durch Kriegseinwirkung und in den politischen Kämpfen der Kriegsjahre Umgekommenen“ auf diesem Mahnmal ihren Platz finden sollen. Die „Totengedenktafel“ wurde nach dem Entwurf von Walter Brudi (1907–1987), von 1959 bis 1969



Leiter der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, 1961 geschaffen und angebracht (Abb. 4). Monumental, beinahe erdrückend wirken die massiven, schweren Eisenplatten auf den Betrachter, die sich wie herausgebrochen über eine weiße Außenwand beim Ausgang zur Freilichtbühne erstrecken. Von den 570 Opfern starben elf im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, 123 im Ersten Weltkrieg und beinahe 400 im Zweiten Weltkrieg. Die übrigen fanden den Tod in Widerstand und Verfolgung. „Mortui monent“ (Die Toten mahnen) lautet die Inschrift und mahnt die Lebenden, Krieg zu verhindern und Frieden zu erhalten.

Leibniz-Gymnasium

Im Jahr 1964 wurde mit einem Festakt die Namensgebung „Leibniz-Gymnasium“ für den von Paul Bonatz und Friedrich Eugen Scholer 1911/12 entworfenen Schulbau gefeiert. Im selben Jahr wurde auch die schlichte Metalltafel mit der Inschrift „Dem ehrenden Gedenken“ angebracht (Abb. 6). Mit einer hinterlegten Steinplatte, ein wenig von der Wand abgehoben, ist die schlichte Gedenktafel in zentraler Position an dem mit Säulen gerahmten Haupteingang angebracht. Man kommt unweigerlich an der Tafel vorbei, die der Toten beider Weltkriege unter der Überschrift des



Bibelverses Johannes 15,13 gedenkt: „Niemand hat größere Liebe, als wenn er sein Leben lässt für seine Freunde.“ Heutzutage liest man den Vers mit anderen Augen; er würde in diesem Kontext sicherlich nicht mehr verwendet werden.

Zeppelin-Gymnasium

Das von dem Architekten Regierungsbaumeister Richard Dollinger geplante und 1912 eingeweihte Zeppelin-Gymnasium war im Krieg nicht zerstört worden. Der 1962 gegründete Verein der ehemaligen Schüler und Lehrer des Zeppelin-Gymnasiums schrieb in seiner Satzung die Errichtung einer Gefallenengedächtnisstätte vor. Der Künstler Rudolf Yelin (1902–1991), ehemaliger Schüler des Zeppelin-Gymnasiums und seinerzeit Professor für Glasmalerei und Mosaik an der Stuttgarter Kunstakademie, gestaltete das 1967 eingeweihte Denkmal im „Atheneflügel“ an der Wand eines Treppenabsatzes (Abb. 5). Im Zeppelin-Gymnasium hat man auf eine Aufführung der Namen der Toten verzichtet. Es wird nicht ausdrücklich auf die Gefallenen verwiesen, es sind alle Opfer des Krieges und des Regimes gemeint. Neben der Trauer wird die Darstellung der Erschütterung angesichts der Kriege in den Fokus gerückt. Um die grausame Macht der Kriege zu zeigen, wird jedes der zwölf Jahre beider Kriege einzeln aufgeführt, dreimal unterbricht die Mahnung „Memento“ die Zahlenreihen. Blutrote Glasmosaiksteine auf schwarzen und grauen Steinen erinnern an Feuer und Blut und symbolisieren den Tod, den der Krieg bringt. Neben dem stürzenden Adler, der als Sinnbild für das verbrecherische NS-Regime gedeutet werden kann, fällt ein Bild im Zusammenhang des letzten Krieges besonders auf. Der Kopf der Medusa, die in der griechischen Mythologie ihre Betrachter beim Anblick zu Stein werden lässt. Nur mit einer List konnte die gefährliche Medusa besiegt und

4 „Totengedenktafel“ am Ausgang zum Amphitheater des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums.



5 „Gefallenengedächtnisstätte“ im Treppenhaus des Zeppelin-Gymnasiums.

6 Gedenktafel im Zentrum des Haupteingangs, Leibniz-Gymnasium.



7 Gefallenendenkmal nach dem Ersten Weltkrieg im Karls-Gymnasium.

geköpft werden. Spekulationen der Schüler, was damit in diesem Kontext gemeint sein könnte, reichen von der Überlegung, dass damit auf die Ohnmacht, die Fassungslosigkeit und die Trauer der Menschen angesichts der Grausamkeit des Krieges hingewiesen werden soll – eine Grausamkeit, welche den Betrachtenden „versteinern“ lässt –, bis zum Nachdenken darüber, ob sich hier eine fehlgeleitete Vergangenheitsbewältigung zeige, die die Deutschen als Opfer des NS-Regimes und des von ihm ausgelösten Krieges sieht.

Ein gemeinsamer Besuch im Stadtarchiv Stuttgart unter der Leitung von Dr. Günter Riederer sollte Aufschluss geben. Die Hoffnung, in den Akten über Entstehung und Einweihung des Denkmals und Näheres zu dessen Bildsprache zu erfahren, erfüllte sich nicht. Der Künstler äußerte sich lediglich zur Inschrift „Memento“, mit der er die Hoffnung verband, dass die Lebenden sich stets der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft erinnern und sie vor der Vergessenheit bewahren sollten.

Karls-Gymnasium

Yelin heißt auch der Künstler, der die beiden Gefallenendenkmäler im ältesten erhaltenen Gymnasialbau Stuttgarts geschaffen hat, dem 1885 von Stadtbaurat Adolf Wolff erbauten Karls-Gymnasium (Abb. 7; 8). Es ist der ältere Bruder von Rudolf Yelin, Ernst Yelin (1900–1991). Eindrucksvoll zei-



8 Gefallenendenkmal nach dem Zweiten Weltkrieg im Karls-Gymnasium.

gen die beiden Denkmäler im breiten Flur des Haupteingangs, die jeweils wenige Jahre nach den beiden großen Kriegen entstanden sind, wie sich die Erinnerung und das Gedenken an den Krieg und seine Toten verändert haben. Das ältere Denkmal, Mitte der 1920er Jahre entstanden, knüpft mit seinen zum Kampf bereiteten Figuren und seinem altgriechischen Text, der übersetzt lautet „Sie sind dort gestorben, wo es für junge Menschen schön ist zu sterben“, an die Helden der griechischen Antike an und idealisiert das Sterben im Krieg als „Heldentod“ auf dem Schlachtfeld. Das gegenüberliegende Denkmal, nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet, greift das Figuren paar wieder auf, doch der Heroismus ist dem Schmerz und der Verzweiflung gewichen, mit der der Überlebende den Tod des Gefallenen betrauert. Zwei Denkmäler vom gleichen Künstler mit zwei Figuren paaren, deren Botschaft unterschiedlicher nicht sein könnte.

Fazit

Doch was bleibt, was haben die Teilnehmenden im Projekt „gelernt“? Täglich kommen sie an den Denkmälern in den Schulen vorbei, ohne sie bewusst zur Kenntnis zu nehmen. Kaum einer bleibt stehen, um sie zu betrachten und an die Toten zu denken. Die Erinnerung ist – wie die Kriege selbst – nach 100 beziehungsweise 70 Jahren in eine ferne Vergangenheit gerückt. Trotzdem, der Schmerz und die Trauer der Hinterbliebenen sind an den Gefallenendenkmälern für uns heute ablesbar; wie Narben zeigen sie die Wunden, die die Kriege geschlagen haben, und mahnen vor militärischer Gewalt. Ein Blick in die Medien, die tagtäglich von Kriegen, Zerstörungen und Menschenrechtsverletzungen berichten, zeigt die Aktualität und die Notwendigkeit dieser Mahnung gerade in unserer Zeit.

Die Autoren bedanken sich für die freundlichen Auskünfte, die sie bei den Schulen erhalten haben. Der Text entstand in Zusammenarbeit mit den Schülern des Oberstufen-Geschichtskurses am Friedrich-Eugens-Gymnasium Maxime Beck, Robert Christ, Carla Clemens, Luca Faggiano, Jacob Geldner, Kory und Yma Niehaus, Luca Peisert, Alisha Principe, Till Schumacher, Lorenzo Weber.

Martina Blaschka M.A.

Iris Geiger-Messner (Fotos)

Landesamt für Denkmalpflege im

Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen

Dr. Stefan Wilking

Friedrich-Eugens-Gymnasium Stuttgart

Silberburgstraße 86

70176 Stuttgart

Rezension

Jürgen Krüger: Kirchen in Karlsruhe und die Synagoge. Mit Beiträgen von Kurt Kramer, Susanne Labsch, Tobias Licht, Thomas Schalla

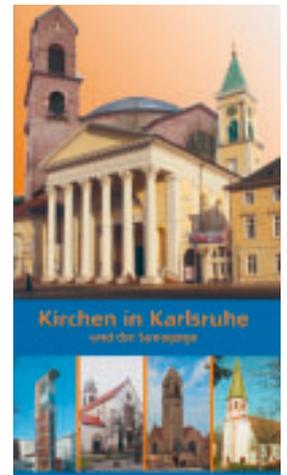
Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2015, 264 S., 291 farb. Abb., 9 farb. Übersichtskarten, ISBN 978-3-89735-890-4, 12,90 Euro

Zum 300. Geburtstag der Stadt Karlsruhe erschien dieser Führer im handlichen Taschenbuchformat: Mit seinem Privilegienbrief zur Stadtgründung lud der badische Markgraf Karl Wilhelm im Jahr 1715 Menschen verschiedener Herkunft und Konfessionen ein, sich in der Stadt anzusiedeln. So ist es bemerkenswert, dass sich die christlichen Kirchen und Glaubensgemeinschaft entschlossen haben, zum Stadtjubiläum diesen Kirchenführer gemeinsam in Auftrag zu geben.

Der Karlsruher Kunsthistoriker und Hochschullehrer Jürgen Krüger hat es übernommen, alle christlichen oder jüdischen Sakralbauten und Andachtsorte im Stadtgebiet Karlsruhe darzustellen. Alle Artikel sind stadträumlich gruppiert und, unterstützt durch eine Klappkarte im vorderen Umschlag und Kartierungen im Buch, sehr gut zu lokalisieren. Eine zweite Klappkarte im Rückumschlag zeigt das territoriale Wachstum der Stadt mit den Gründungs- und Eingemeindungsdaten der vielen, oft sehr viel älteren Ortsteile. Sofort wird deutlich, dass man es mit fast einem Jahrtausend sakraler Baugeschichte zu tun hat, deren Grundlinien Jürgen Krüger in einem einführenden Kapitel prägnant darstellt: von den mittelalterlichen Dorfkirchen in Knielingen und Grötzingen, zu den klassizistischen Bauten Friedrich Weinbrenners im „neuen“ Stadtzentrum von Karlsruhe, bis zur großen Zeit des Kirchenbaus im späten 19. Jahrhundert und den modernen Kirchenbauten der Nachkriegszeit der 1960er und 1970er Jahre. Bemerkenswert ist seine Beobachtung, dass sich evangelische und katholische Kirchenräume in der Moderne formal immer weiter annäherten. In sieben Kapiteln stellt Krüger die christlichen und jüdischen Sakralbauten der Stadt vor, wobei den wichtigen, oft durch Kriegseinwirkung abgegangenen Objekten auch eigene Einträge gewidmet werden, wie der Schlosskapelle, der liberalen und orthodoxen Synagoge und dem Kloster Gottesau. Die Darstellungen der Gebäude wechseln mit blau hervorgehobenen Exkursen, etwa zu Friedrich Weinbrenner, dem Wiesbadener Programm oder städtebaulichen Überlegungen zu Kirchenneubauten. Eine große Stärke des Buches liegt darin, dass es auch Gebäude beschreibt, die nicht zu den großen christlichen Kir-

chen gehören. So sind die Militärkirchen der amerikanischen Streitkräfte die letzten baulichen Hinterlassenschaften der Besatzungszeit. Der alte und neue Kirchenbau der Baptistengemeinde wird ebenso vorgestellt wie die monumentalen Neubauten der Neupostolischen Kirche und des Missionswerks. Auch erfährt der Leser einiges über die individuellen Anforderungen und die Gestalt weiterer Kirchen freikirchlicher Gemeinden wie unter anderem der auf Rudolf Steiner zurückgehenden Christengemeinschaft. Aufgenommen wurden ebenso die Andachtsräume der Krankenhäuser und der christlichen Hochschulgemeinden.

Zwei übergreifende Darstellungen sind zu erwähnen: Über die äußerst reiche im Barock beginnende Karlsruher Orgellandschaft berichtet Andreas Schröder in seinem Beitrag. Kurt Kramer gibt einen kenntnisreichen Überblick über die wertvollen historischen, zum Teil im frühen 17. Jahrhundert gegossenen Kirchenglocken der Stadt, berichtet über deren klangliche, oft reich verzierte Schönheit, aber auch über ihr oft trauriges Schicksal in Kriegszeiten. Der vorliegende Kirchenführer ist ein überaus bemerkenswertes und geglücktes Buch. Es würdigt die großen sakralen Kunstwerke der Stadt Karlsruhe in Geschichte und Gegenwart, nicht ohne gleichzeitig die spirituellen Orte aller seiner jüdischen und christlichen Einwohner in ihrer ganzen organisatorischen und baulichen Vielfalt zu zeigen. Es ist ein Bildungsgenuss erster Güte: In seinem großen Informationsgehalt, seiner opulenten bildlich-grafischen Ausstattung ist das Werk stadteschichtliches Handbuch und sakraler Stadtführer zugleich. Clemens Kieser



Mitteilungen

Tages des offenen Denkmals 2016:
„Gemeinsam Denkmale erhalten“

Unter dem aktuellen Motto „Gemeinsam Denkmale erhalten“ wird der Tag des offenen Denkmals am Sonntag, den 11. September 2016, bundesweit mit vielfältigen kulturellen Angeboten an und in Denkmälern veranstaltet. Er findet im Rahmen der European Heritage Days statt und lehnt sich inhaltlich an das vorgegebene Thema des Europarats „Heritage and Communities“ an. Von großer Bedeutung wird in diesem Jahr der gemeinsame Einsatz für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes sein. Dabei soll das Zusammenarbeiten von Privatleuten, Ehrenamtlichen und lokalen Gruppen wie Vereinen und Stiftungen im Fokus stehen. Das Motto bildet für eine offizielle Wertschätzung die passende Plattform, denn häufig agieren die wertvollen unterstützenden „Hände“ der Bürgerschaft im Hintergrund oder sind für die Öffentlichkeit gar

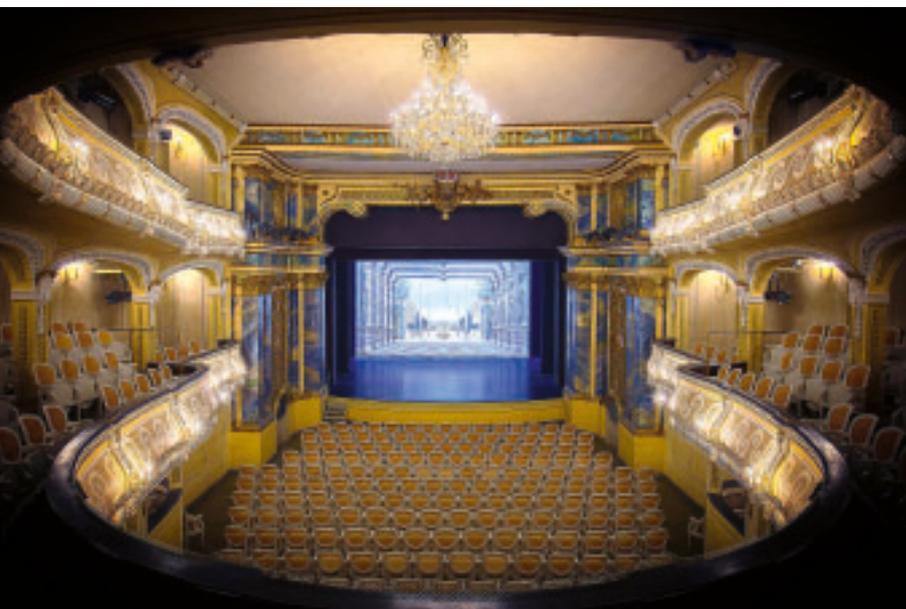


1 Gemeinsam mit Forstmitarbeitern sichern Ehrenamtliche Grenzsteine im Wald von Neuweiler-Zwerenberg.

unsichtbar. Aus diesem Grunde kann der Tag des offenen Denkmals genutzt werden, um die so häufig unersetzbare Arbeit der Ehrenamtlichen zu würdigen, wie zum Beispiel den Einsatz der Engagierten im Wald von Neuweiler-Zwerenberg. Gemeinsam mit regionalen Forstmitarbeitern sichern sie denkmalgeschützte Grenzsteine, die aufgrund ihrer Lage am oder auf dem Weg oft gefährdet sind (Abb. 1). Durch eine detaillierte Planung im Vorfeld und die anschließende Anbringung von Pfosten in geringem Abstand zu den schutzlosen Kleindenkmalen sorgen die Ehrenamtlichen für deren nötige Kennzeichnung und Sicherung.

Die zentrale Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals Baden-Württemberg 2016 hat dieses Jahr im sprichwörtlichen Sinne eine ganz besondere Bühne gefunden – so dient das Hoftheater des Schwetzingener Schlosses als Schauplatz für den Auftakt. Die Vorbereitungen für die Eröffnungsveranstaltung mit anschließender Nacht des offenen Denkmals laufen bereits auf Hochtouren, sodass das Ereignis am 10. September 2016 ab

2 Zuschauerhaus des Schlosstheaters in Schwetzingen.



16 Uhr im festlichen Rahmen des Theaters gebührend begangen werden kann (Abb. 2). Ganz herzlich möchte Sie der Präsident des Landesamt für Denkmalpflege, Prof. Dr. Claus Wolf, dazu einladen!

Im direkten Anschluss an die Eröffnungsveranstaltung im Schlosstheater schließt ab 19 Uhr die Nacht des offenen Denkmals in Schwetzingen an. Mit einer Reihe von Angeboten für große und kleine Gäste öffnet die Stadt Schwetzingen mit ihrer Schlossanlage in den Abendstunden ihre Pforten (Abb. 3). Mit Einbruch der Dunkelheit werden außerdem ausgewählte Attraktionen durch Illuminierung in Szene gesetzt, wie beispielsweise die evangelische Stadtkirche oder der Arionbrunnen im Schlossgarten. Ein Besuch der Stadt zur Nacht des offenen Denkmals ist allemal lohnenswert.

Am 11. September 2016 wird der Denkmaltag in ganz Deutschland mittlerweile zum 24. Mal ausgerichtet. Ganz nach der Grundidee dieses besonderen Tages öffnen sonst nicht zugängliche Denkmale ihre Pforten und ermöglichen Interessierten Besichtigungen, die über das Jahr hinweg sonst nicht angeboten werden. Mittlerweile ist der Tag des offenen Denkmals zu einer festen kulturellen Einrichtung in Deutschland geworden. Viele Städte und Gemeinden lassen sich spannende Sonderführungen, reizvolle Vorträge und facettenreiche Rahmenprogramme einfallen, um so nicht nur Kulturliebhaber zu begeistern. Im vergangenen Jahr luden mehr als 2500 Städte und Gemeinden ein, um insgesamt rund 7700 Kulturdenkmale zugänglich zu machen. Vier Millionen Bürger ließen sich diese Angebote nicht entgehen und erkundeten die geöffneten Denkmale.

Auch in diesem Jahr gibt das Landesamt für Denkmalpflege eine Broschüre heraus, in der die Aktionen der Landesdenkmalpflege sowie sämtliche an diesem Tag geöffneten Denkmale in Baden-Württemberg aufgelistet sind. Die Broschüre wird voraussichtlich ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden ausliegen sowie über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein. Das Programm stützt sich auf die Anmeldungen der Denkmaleigentümer bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Diese nimmt jährlich bis zum 31. Mai entsprechende Anmeldungen entgegen. Zudem bietet sie kostenfreies Info- und Werbematerial zum Tag des offenen Denkmals an.

Anmeldung Ihrer Aktion: Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Schlegelstraße 1, 53177 Bonn, Tel. 02 28/909 10, www.tag-des-offenen-denkmals.de
Bestellung der Broschüre: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Öffentlichkeitsarbeit, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen, Fax. 07 11/904452 49, E-Mail: tag-des-offenen-denkmals@denkmalpflege-bw.de (ab voraussichtlich Ende Juli).



3 Schlossplatz von Schwetzingen in den Abendstunden.

Warum sind Feuchte und Salze schädlich? Neue Vortragsreihe der MPA Universität Stuttgart

Die Materialprüfanstalt (MPA) Stuttgart präsentiert in einer neuen Vortragsreihe des „Studiums Generale“ aktuelle Forschungsergebnisse an Kulturdenkmälern. Jedes Semester werden darin unterschiedliche Themenschwerpunkte behandelt. Die Reihe beginnt im Sommersemester 2016 mit der Fragestellung „Warum sind Feuchte und Salze schädlich?“. Die Vorträge finden mittwochs zu den genannten Terminen um 19 Uhr im Gebäude Pfaffenwaldring 4 statt (Institut für Werkstoffe im Bauwesen, Hörsaal V 4.01).

Den Auftakt zur neuen Vortragsreihe setzte eine Einführung in die Schädigung durch Salze und Feuchtigkeit am 13. April 2016. Prof. Dr.-Ing. Harald Garrecht gab einen Überblick über aktuelle Forschungsergebnisse zum schädigenden Einfluss von Salzen in Kombination mit wechselnder Material- und Luftfeuchte.

Die weiteren Termine und Themen im Sommersemester 2016 sind wie folgt:

- 25. 5. 2016 Überwachung von Bauwerksfeuchte mit Impedanzmessungen am Beispiel der Donauquelle.
Herr Dipl.-Ing. Frank Lehmann
- 22. 6. 2016 Entwicklung eines Festigungsmittels für die durch Feuchtigkeit und Salze geschädigten Sandsteinreliefe der Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd.
Frau Dr. Judit Zöldföldi
- 13. 7. 2016 Feuchte- und Salzproblematik von denkmalgeschützten Bauwerken an ausgewählten Beispielen aus Baden Württemberg.
Herr Dr. Friedrich Grüner

In den folgenden Semestern sind weitere Themenschwerpunkte geplant, wie etwa „Energetische Sanierung historischer Gebäude“, „Minimal-

invasive Untersuchungen an Wandmalerei“ und „Wie viel trägt ein historisches Gemäuer?“. Neben Wissenschaftlern der MPA werden auch externe Fachleute vortragen. Weitere Informationen und ein Flyer der Veranstaltung sind unter www.mpa.uni-stuttgart.de verfügbar.

Festakt zur Schenkung der Sammlung Forscher und Neuerscheinung

Seit 27 Jahren befindet sich die archäologische Sammlung Forscher als Leihgabe im Museum Biberach – nun schenkte die Familie Forscher dem Museum diese Sammlung. Mit einem Festakt, zu dem am 19. Februar 2016 fast 200 Gäste im Braith-Mali-Museum begrüßt werden konnten, wurde die Schenkung feierlich vollzogen. Es ist ein besonders glücklicher Umstand, dass gerade zu diesem Zeitpunkt auch der zweite Band zu den langjährigen archäologischen Untersuchungen des Landesamts für Denkmalpflege in der „Siedlung Forscher“ erschienen ist, – so konnte die Neuerscheinung im Rahmen des Festakts zur Schenkung der Sammlung der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Der Biberacher Zahnarzt Dr. Heinrich Forscher (1880–1959) war, wie Bürgermeister Roland Wersch betonte, nicht nur ein passionierter Amateurarchäologe, sondern arbeitete schon früh auf wissenschaftlichem Niveau und beschrieb seine Funde in ihren Fundumständen genau. Darin unterscheidet sich die Sammlung Forscher von vielen anderen archäologischen Privatsammlungen und deshalb wurde sie 2002 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalbuch Baden-Württemberg eingetragen. Dass sie nun für die Zukunft dauerhaft in öffentliche Hand übergeben werden konnte, ist den langjährigen Bemühungen des Museums Biberach und der Familie Forscher zu verdanken.

Aus der umfangreichen archäologischen Tätigkeit



Schwere Steinschäden durch Feuchte und Salze an der Donauquelle.



Faserig ausgeblühter Thenardit auf römischem Estrich der Badruine in Baden-Baden.



Die Vortragenden beim Festakt zur Schenkung der Sammlung Forscher mit dem neu erschienenen Band; v.n.l.: Frank Brunecker, Dr. Helmut Schlichtherle, Sabine Hagmann, Bürgermeister Roland Wersch, Prof. Dr. Claus Wolf, Dr. Wilfried Forscher.

Heinrich Forschners sticht, wie Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamts für Denkmalpflege, erläuterte, ein Fundplatz im südlichen Federseeried besonders hervor – die nach ihrem Entdecker benannte „Siedlung Forscher“ aus der frühen bis mittleren Bronzezeit (1787–1481 v. Chr.). Sie wurde in den 1980er Jahren im Rahmen eines DFG-Schwerpunktprogramms zu großen Teilen ausgegraben. Archäologische Befunde und dendrochronologische Untersuchungsergebnisse sind bereits in einem ersten Band veröffentlicht worden (Siedlungsarchäologie im Alpenvorland XI). Die nun erschienene Publikation beinhaltet weitere naturwissenschaftliche Beiträge zu geologischen, botanischen und zoologischen Aspekten des Forschungsprojekts. Sie werden ergänzt durch Arbeiten zu den Bohlenwegen und zu den Einbaumfunden des Federseerieds sowie Untersuchungen an botanischen Großresten anderer bronzezeitlicher Feuchtbodensiedlungen in Südwestdeutschland. Den Abschluss des Festakts bildete ein Vortrag von Dr. Helmut Schlichtherle und Sabine Hagmann M. A., beide vom Landesamt für Denkmalpflege. Neben einer Würdigung der Bedeutung Heinrich Forschners innerhalb der Feuchtbodenarchäologie stellten sie schlaglichtartig die langjährige Forschungsarbeit an zahlreichen Fundplätzen dar, die im Jahr 2011 in die Aufnahme der „Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen“ in die Welterbeliste der UNESCO mündete.

Die früh- und mittelbronzezeitliche „Siedlung Forscher“ im Federseemoor. Naturwissenschaftliche Untersuchungen. Bohlenwege, Einbäume und weitere botanische Beiträge. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland XIII

Mit Beiträgen von Daniel Günther, Marion Heumüller, Sabine Karg, Helga Liese-Kleiber, Ursula Maier, Martin Mainberger, Manfred Rösch, Edith Schmidt, Udo Schreiber, Elisabeth Stephan, Wolfgang Torke, Richard Vogt und Joachim Wahl. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühge-

schichte in Baden-Württemberg 128, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2016, 576 S., 64 Tab., 269 teilw. farb. Abb., 17 Taf., 8 Karten, 16 Beilagen, ISBN 978-3-8062-2974-5, 108 Euro

EwaGlos – Europäisches illustriertes Glossar für Fachbegriffe der Konservierung/Restaurierung von Wandmalerei und Architekturoberfläche

EwaGlos – European Illustrated Glossary of Conservation Terms for Wall Paintings and Architectural Surfaces. Englische Definitionen mit Übersetzung in Bulgarisch, Kroatisch, Französisch, Deutsch, Ungarisch, Italienisch, Polnisch, Rumänisch, Spanisch und Türkisch.

Hg. v. Angela Weyer, Pilar Roig Picazo, Daniel Pop, JoAnn Cassar, Aysun Özköse, Jean-Marc Vallet und Ivan Srša.

Petersberg: Michael Imhof Verlag 2015 (= Schriften des Hornemann Instituts 17), 69 Euro

Die Mobilität von Restauratoren in Europa und die Zahl europaweiter Ausschreibungen steigen stetig an. Ähnlich verhält es sich mit dem öffentlichen Interesse an Restaurierungsmaßnahmen, was bei den ebenfalls wachsenden Besucherzahlen am jährlichen Tag des offenen Denkmals gut zu beobachten ist. Aber die Kommunikation ist immer noch schwierig, weil die Terminologie der Konservierung/Restaurierung in Europa noch nicht definiert ist und daher Ursache von Verständigungsschwierigkeiten und Missverständnissen sein kann.

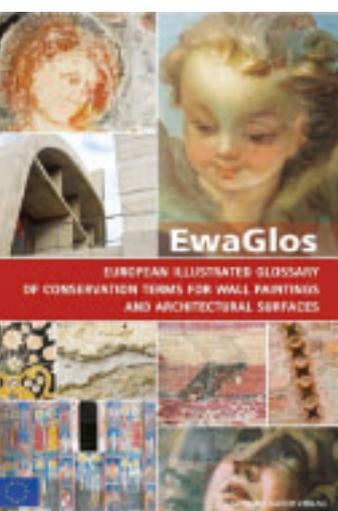
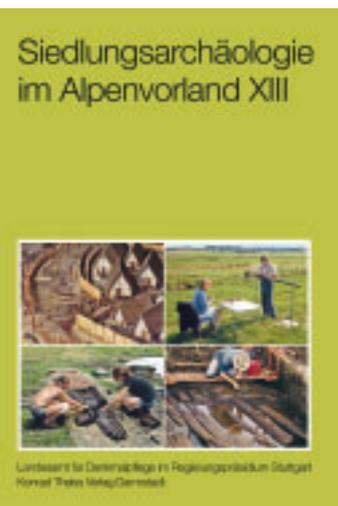
Deshalb entwickelte ein Konsortium aus sieben wissenschaftlichen Institutionen unter der organisatorischen Leitung des Hornemann Instituts – unterstützt von assoziierten Partnern und externen Expertinnen mit drei weiteren europäischen Sprachen – die Entwicklung eines reich illustrierten Glossars: Prägnante Texte und demonstrative Abbildungen erläutern die Begriffe. Das Projekt ist spezialisiert auf Wandmalerei und Architekturoberfläche, da diese Terminologie von großer Bedeutung für einen Großteil unseres uns direkt umgebenden Kulturerbes ist.

Seit Ende Oktober 2015 ist das Glossar als kostengünstige not-for-Profit-Print-Publikation und als pdf kostenfrei über das Internet veröffentlicht. Das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart war als assoziierter Partner an dem Projekt beteiligt.

Weitere Informationen, Download:

www.ewaglos.eu

www.hornemann-institut.de/german/EU_Projekt_EwaGlos.php



Personalia

Neueinstellungen

Dr. Thomas Link

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 82 – Denkmalfachliche Vermittlung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Tel. 07 11/90 44 52 28
thomas.link@rps.bwl.de

Seit Oktober 2015 ist Thomas Link in Referat 82 als wissenschaftlicher Referent im Fachbereich Publikationswesen für die archäologischen Publikationen des Landesamtes für Denkmalpflege zuständig. Geboren 1974 in Göppingen und aufgewachsen in Geislingen a. d. Steige studierte Herr Link von 1995 bis 2001 Ur- und Frühgeschichte, Vorderasiatische Archäologie und Ethnologie an der Universität Heidelberg. Nach Abschluss seiner Masterarbeit über neolithische Tellsiedlungen im Karpatenbecken und einem Forschungsaufenthalt an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest wandte er sich der „einheimischen“ Archäologie zu und leitete in Mannheim die Ausgrabung eines frühmittelalterlichen Gräberfelds. Sein Interessenschwerpunkt blieb jedoch die Jungsteinzeit, und so begann er im Jahr 2003 mit der Materialaufnahme zu einer Doktorarbeit über die bandkeramische Siedlung Dresden-Prohlis. Am sächsischen Landesamt für Archäologie in Dresden übte er eine Teilzeitbeschäftigung aus, bis ihm 2005 ein Stipendium des Landes Baden-Württemberg die Rückkehr nach Heidelberg ermöglichte. Diese Finanzierungsquelle versiegte jedoch noch vor Fertigstellung der Dissertation, weshalb er sich auf einige während des Studiums erworbene Fähigkeiten besann und freiberuflich Redaktions- und Layoutarbeiten durchführte. 2007 rückte diese Tätigkeit in den Hintergrund, da er eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie an der Universität Würzburg antrat. Diese hatte er, unterbrochen von einer einjährigen Elternzeit, bis zu seinem Wechsel ans Landesamt für Denkmalpflege im Herbst 2015 inne. In seiner Würzburger Zeit war er in verschiedene Projekte im In- und Ausland eingebunden und dabei vor allem für Feldforschung, Prospektion, EDV-gestützte Auswertung sowie Publikationsvorbereitung verantwortlich. In Eigenregie führte er ein Feldforschungsprojekt im unterfränkischen Burgerroth durch, einer befestigten Höhensiedlung aus dem 3. Jahrtausend v. Chr.

Ein großes Anliegen war und ist Thomas Link der wissenschaftliche Austausch in Form von Tagungen, Workshops und Veröffentlichungen, darunter insbesondere seine Aktivität in der Arbeitsgruppe Neolithikum, die er von 2008 bis 2010 als einer der beiden Sprecher leitete. In dieser Funktion organisierte er drei AG-Sitzungen und gab die zugehörigen Tagungsbände heraus. An der Veranstaltung und Veröffentlichung einer weiteren Tagung zum Thema „Gewalt und Gesellschaft“ in Würzburg konnte er 2013 mitwirken. 2014 war er Mitinitiator eines Arbeitstreffens zu neuen Materialien des bayerischen Neolithikums, dessen Fortsetzung für 2016 geplant ist.

Bleibenden Wert erhält der wissenschaftliche Diskurs erst, wenn er in gedruckter Form (oder auch online ...) konserviert wird – in diesem Sinne versteht Thomas Link auch seine neue Tätigkeit im Publikationswesen als Beitrag zur fachlichen und inhaltlichen Weiterentwicklung der Archäologie. Dass er diese Aufgabe an einem der Landesämter mit dem höchsten „output“ an Veröffentlichungen und noch dazu in der spannenden Zeit der Umstrukturierung auf neue, digitale Publikationsformen ausüben kann, lässt ihn auf viele interessante Arbeitsjahre hoffen.

Entfristungen

Im Frühjahr 2015 haben einige bislang befristet beim Landesamt für Denkmalpflege Beschäftigte eine Festanstellung bekommen. Seit Heft 2/2015 werden diese Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sukzessive vorgestellt.

Conny Meister M.Sc.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 82 – Denkmalfachliche Vermittlung
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Tel. 07 11/90 44 51 77 (Mi und Do)
Tel. 07 071/75 72 468 (Mo, Di und Fr)
conny.meister@rps.bwl.de

In den „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ wurden Funde von figürlichen Darstellungen und Musikinstrumenten entdeckt, die zu den frühesten künstlerischen Ausdrucksformen des modernen Menschen (*Homo sapiens*) auf der Welt zählen. Das Land Baden-Württemberg hat sich seit einigen Jahren zum Ziel gesetzt, die entsprechenden Fundstellen sowie die sie umgebende Landschaft in die Welterbeliste der UNESCO einzuschreiben. Der Welterbeantrag, der im Januar 2016 an die UNESCO-Kommission in Paris überreicht wurde, stammt wesentlich aus der Feder von Conny Meis-



ter. Zugleich betreut Herr Meister die verschiedenen Interessensvertreter der nominierten Stätten und übernimmt in deren Auftrag die denkmalfachliche Vermittlung der zugehörigen Denkmale. Seit Frühjahr 2015 ist er nunmehr unbefristet für die Landesdenkmalpflege in dieser Rolle tätig.

Geboren 1977 am Kyffhäuser, kam er bereits in jungen Jahren mit den reichen archäologischen Hinterlassenschaften in Berührung. Diese weckten schon früh sein geschichtliches Interesse, das bis dato auch nicht mehr versiegte.

So studierte Herr Meister zwischen 1997 und 2000 an der Eberhard Karls Universität in Tübingen Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Klassische Archäologie, Biologische Anthropologie und Geologie und kam hier auch mit den eiszeitlichen Höhlen und deren Funden in Kontakt. In dieser Zeit wurde auch sein Interesse für den „Dunklen Kontinent“ geweckt, wo er den überwiegenden Teil der nächsten zehn Jahre verbrachte. Nach Ende seines Studiums 2003 an der Universität zu Kapstadt (Südafrika) mit dem Schwerpunkt „Felskunst“ begann er im Jahr 2004 sein noch laufendes Promotionsvorhaben zur „Besiedlung des zentralafrikanischen Regenwaldes“ an der Tübinger Universität. In seiner Tätigkeit als Forschungsassistent war er zwischen 2004 und 2011 wechselhaft in Deutschland und Kamerun tätig.

Die Ausschreibung der Stelle zur Beantragung der „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ als UNESCO-Welterbe und seine darauf folgende Einstellung beim Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2012 brachten ihn „back to the roots“ – sowohl zu denen des modernen Menschen als auch zu denen der Archäologie in Baden-Württemberg. Er hofft, mit seiner Arbeit diese Wurzeln künftig zu festigen und einen wichtigen Beitrag zu deren Erhaltung und dem Wissen darüber zu leisten.

Carla Nübold M. A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege Esslingen
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege:
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a.N.
Tel. 07 11/90 44 52 04
Carla.nuebold@rps.bwl.de

Geboren 1967 in Waiblingen, studierte Carla Nübold von 1988 bis 1990 im Fachbereich Vor- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen. Nach einem Wechsel an die Universität Bamberg und in den Fachbereich Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit schloss sie das Studium 1995 mit dem Magister ab. Sie beteiligte sich während und nach dem Studium an verschiedenen Ausgrabungen

des damaligen Landesdenkmalamts. Ab 1998 bis 2004 arbeitete sie freiberuflich im Bereich Digitale Grafik; so war sie beteiligt an der Grafik von mehreren Publikationen der Reihe „Archäologischer Stadtkataster“ und fertigte die meisten Grafiken für die Auswertung der mehrjährigen Grabungen in Walheim an.

Von 2004 bis 2010 war sie für die Grafik des DFG-Schwerpunktprogramms „Frühkeltische Fürstentümer“ am Landesamt für Denkmalpflege zuständig; von 2006 bis 2008 konnte sie zusätzlich am von der EU geförderten Projekt „Discovering the Archaeologists of Europe“ teilnehmen, einer Bestandsaufnahme der Arbeitswirklichkeit von Archäologen in den einzelnen europäischen Ländern. Seit 2010 war Carla Nübold im Bereich Digitale Grafik für die Römische Archäologie (u. a. DFG-Projekt Welzheim), die Mittelalterarchäologie (u. a. DFG-Projekt Ulm) und die Textilarchäologie (Vorbereitung der NESAT-Tagung 2011 und Mitherausgeberin des Tagungsbands) tätig. Nebenher bearbeitet sie unentgeltlich seit 2011 die Auswertung des frühmittelalterlichen Gräberfelds Langenau als Dissertationsprojekt an der Universität Freiburg. Im Frühjahr 2015 wurde Frau Nübold in eine Festanstellung übernommen. Seither ist sie im Referat 84.1 in Esslingen für die Erstellung von Zeichnungen und Plänen und die Bildverwaltung zuständig.

Jubiläen

Volker Osteneck zum 75. Geburtstag

Über 20 Jahre lang war die Inventarisierung in Baden-Württemberg untrennbar mit dem Namen Volker Osteneck verbunden. Von 1984 bis zu seiner Pensionierung 2004 war er Leiter des Referats Inventarisierung. Am 17. Juni dieses Jahres wird er 75 Jahre alt.

Der Sohn baltendeutscher Eltern schloss sein Studium der Kunstgeschichte 1969 in Freiburg mit der Promotion und einer Dissertation über „Die romanischen Bauteile des Freiburger Münsters“ ab. Sein Interesse an der Denkmalpflege führte ihn zunächst an das Rheinische Amt für Denkmalpflege in Bonn, wo er die neue Aufgabe einer flächendeckenden Bestandsaufnahme der Bau- und Kunstdenkmale in Listenform erhielt. Es war eine Zeit, in der mit der Architektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts und mit einem gegenüber kunsthistorischen Kriterien verstärkten Interesse an sozialgeschichtlichen, technik- und industrie-geschichtlichen Fragestellungen eine vorher nicht geahnte Fülle neuer Denkmale ins Blickfeld rückte. Mit einer Gruppe junger Wissenschaftler entwickelte und erprobte Herr Osteneck Konzepte der Listen-Inventarisierung von der Erarbeitung fachlicher Kriterien für die Erkennung und Bewertung,



über Erfassungsmethoden und Möglichkeiten verbaler, bildlicher und kartografischer Darstellung der Ergebnisse, bis hin zur Publikation von Denkmalverzeichnissen. Hinzu kam die Frage nach den Beziehungen der Denkmale untereinander und zu ihrer Umgebung. Eine treibende Kraft bei diesen Überlegungen war die Arbeitsgruppe Inventarisierung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, der Herr Osteneck seit ihren Anfängen über 20 Jahre lang angehörte und in der er sich unter anderem am Entstehen des Konzepts für eine bundeseinheitlich geplante „Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland“ maßgeblich beteiligte. Durch den Wechsel an das damalige Landesdenkmalamt in Stuttgart übernahm Herr Osteneck als Referatsleiter ein erweitertes Aufgabengebiet: Die Listeninventarisierung als Hauptaufgabe umfasste auch die Denkmale der Archäologie und war auf die vier Arbeitsstellen Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und Tübingen verteilt. Dazu kamen noch die Erforschung von Gesamtanlagen und das Projekt Ortskernatlas. Herr Ostenecks Bestreben war es, bei der Erfassung der Kulturdenkmale landesweit eine einheitliche Bewertung zu erreichen, ohne die gewachsenen Traditionen der einzelnen Arbeitsstellen außer Acht zu lassen. Auch eine einheitliche fachliche Umsetzung der Vorgaben in der Rechtsprechung und in Erlassen erwies sich als notwendig. Dass auch die Erfassung archäologischer Denkmale zum Referat gehörten, führte bei der baden-württembergischen Denkmaltopografie zur Erweiterung des bundesweiten Konzepts um diese Denkmalgattung, eine Neuerung, deren Entstehen und Verwirklichung wesentlich Wolf Deiseroth zu verdanken ist und die bundesweit Beachtung fand. Darüber hinaus ging es Herrn Osteneck darum, die Fachkompetenz der Inventarisierung als Grundlage für die praktische Denkmalpflege („Forschen um zu erhalten“) zu erweitern. Das führte einerseits zum Wiederaufleben der Inventarschreibung: So erarbeitete Richard Strobel das monumentale Denkmalinventar der Stadt Schwäbisch Gmünd, von dem er hoffte, es werde kein Abgesang auf diese grundlegende Art der Denkmalforschung sein. Zum anderen setzte sich Osteneck erfolgreich für die Einrichtung je einer Stelle für die Erforschung der Denkmale der Technik- und Industriegeschichte und der beweglichen Denkmale ein.

Dass Denkmalpflege auch heitere Seiten haben kann, bewies Osteneck nicht zuletzt dadurch, dass er zu seinem Abschied den Kollegen einen „Denkmalthesaurus“ mit weit über 900 gesammelten Komposita des Begriffs „Denkmal“ überreichte, angereichert mit Sprüchen aus dem Amtsleben. Wir wünschen dem Jubilar in seiner Wahlheimat Freiburg im Kreise seiner Familie noch viele musikalische und vergnügliche Jahre.

Richard Strobel zum 80. Geburtstag

Unser langjähriger Kollege Dr. phil. Richard Strobel kann am 16. Juni dieses Jahres seinen 80. Geburtstag feiern. Wir gratulieren dem Jubilar von Herzen. Es war insbesondere seine Geburts- und Heimatstadt Regensburg mit ihrem überragenden Bestand an mittelalterlichen Denkmälern, die ihn zur Kunstgeschichte brachte und jahrzehntelang auch Forschungsgegenstand war, so beispielsweise in seiner Dissertation über romanische Architektur. Nach 10-jähriger Tätigkeit in der Kunstdenkmalinventarisierung beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, bereichert um Erfahrungen in der Mittelalterarchäologie, konnte Richard Strobel 1977 für die baden-württembergische Landesdenkmalpflege gewonnen werden, zunächst zuständig für die Leitung der Arbeit an Denkmallisten und die fachliche Bearbeitung von Gesamtanlagen-Satzungen. Er avancierte schon 1979 zum stellvertretenden Abteilungsleiter und kommissarischen, später stellvertretenden Referatsleiter. 1988 wurde er mit der Erarbeitung des Denkmalinventars für Schwäbisch Gmünd betraut, eine Aufgabe, die er bis zu seinem Ruhestand 2001 (und darüber hinaus) erfüllte.

Einige Schwerpunkte aus seiner umfassenden Tätigkeit seien hier hervorgehoben:

Zunächst natürlich seine zahlreichen Beiträge zur Erforschung der mittelalterlichen, vornehmlich romanischen Skulptur, was ihn, aus den Anfängen seiner wissenschaftlichen Karriere begründet, stets als Thema begleitet hat. Erwähnt sei hier nur sein Buch über die Wasserspeier im Allgemeinen und am Münster in Schwäbisch Gmünd im Speziellen von 2009.

Die Aufgabe, Gesamtanlagen nach §19 Denkmalschutzgesetz zu begründen, erforderte topografisches Arbeiten, das Erforschen und Beschreiben der Baudenkmale in ihren Zusammenhängen und Wechselwirkungen. Richard Strobel leistete hier Pionierarbeit, die er, gemeinsam mit seiner Kollegin Felicitas Buch, 1986 in Band 1 der Arbeitshefte der Landesdenkmalpflege veröffentlichte: „Ortsanalyse. Zur Erfassung und Bewertung historischer Bereiche.“ Das Buch fand bundesweit Beachtung und gilt bis heute als Standardwerk.

Nicht weniger bedeutsam ist das in den Jahren 1995 und 2003 in vier Bänden erschienene Denkmalinventar der Stadt Schwäbisch Gmünd. Auch hier schuf Strobel ein Standardwerk der Inventarschreibung, eine notwendige, bei allem Reichtum im Detail übersichtliche Zusammenschau von äußerst kompetenter Warte. Typisch für Strobel ist, dass er seine Arbeiten mit theoretischen Überlegungen begleitet, Methoden kritisch hinterfragt und Handreichungen gibt, so auch in Bezug auf das Großinventar in seinem Aufsatz „Großes In-



ventar – cui bono?“ in der Zeitschrift Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1987.

Herr Strobel hat sich auch immer wieder mit dem Auftrag und der Geschichte der eigenen Zunft beschäftigt und viele wichtige Beiträge gegen das Vergessen verfasst. Aber gleichgültig, welche noch so komplexe und komplizierte Materie er erfasste, er fand eine klare und verständliche Sprache, um sie anderen zu vermitteln. Freigebig gab er sein Wissen weiter und bereicherte damit das ganze Amt. Lieber Herr Strobel, wir wünschen Ihnen noch viele Jahre, in denen Sie Ihr Wissen, und damit auch unsere Kenntnisse, bereichern.

Alfred Danner zum 90. Geburtstag

Am 20. Februar 2016 feierte Alfred Danner in guter körperlicher und geistiger Verfassung seinen 90. Geburtstag. Als ehrenamtlicher Beauftragter der Archäologischen Denkmalpflege vielfach ausgezeichnet, war er in Oberndorf am Neckar als Gemeinderat, Museumschef und Leiter der Ausbildung bei Mauser tätig und gilt – wie der Schwarzwälder Bote anlässlich des Ehrentags in einer diesem Text zugrunde liegenden Meldung berichtete – als das „Gedächtnis Oberndorfs“.

Einer Ausbildung bei der Waffenfirma Mauser, Jahren als Soldat und in Kriegsgefangenschaft folgte die Zeit des Wiederaufbaus in der Heimat. Für die Denkmalpflege ist Herr Danner mit großem Einsatz und Erfolg unglaubliche 60 Jahre aktiv. So kämpfte er unter anderem erfolgreich gegen den Abriss des ehemaligen Augustinerklosters, heute Sitz der Rathausverwaltung von Oberndorf. Seit 1956 führte er archäologische Grabungen durch und betrieb den Aufbau des heutigen Heimatmuseums, dessen archäologische Abteilung sich maßgeblich auf seine Funde stützt und dessen Leitung er bis 2001 innehatte. 1972 wurde Herr Danner zum ehrenamtlichen Kreisbeauftragten für Bodendenkmalpflege des Landkreises Rottweil ernannt – ein Amt, das in Baden-Württemberg singular geblieben ist und das er erst 2015 altershalber abgab.

Die Denkmalpflege verdankt ihrem „Scherben-Danner“ viel. Seine Fundmeldungen und Dokumentationen stärken die Ortsarchive der Archäologischen Denkmalpflege ganz wesentlich. Der Entdecker der römischen Badruine in Rottweil steht nach wie vor für alle Rückfragen um archäologische Denkmale im Landkreis Rottweil verlässlich zur Verfügung. Ohne die Arbeiten und Fundmeldungen von Alfred Danner wären weite Gebiete des Kreises archäologische „terra incognita“. Umgekehrt wussten Bauherren, Baggerfahrer und andere Privatpersonen jahrzehntelang, wen sie zu informieren hatten, wenn in der Baugrube Ungewöhnliches auftauchte. Herr Danner



dokumentierte und leitete die Informationen an das Landesamt für Denkmalpflege weiter.

Sein bürgerschaftliches Engagement und seine fundierte Arbeit, die er neben seiner beruflichen Belastung und mit dem großen Verständnis der Familie leistete, wurden durch zahlreiche Auszeichnungen honoriert, darunter der Ehrenring der Stadt Oberndorf, die Bürgermedaille der Stadt, die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg, das Bundesverdienstkreuz am Bande, der Württembergische Archäologiepreis im Jahr 1984 sowie der Deutsche Preis für Denkmalschutz im Jahr 2009. Mögen Herrn Danner noch viele Jahre bei guter Gesundheit und bekanntem lokalhistorischen Engagement in Vorträgen und Veröffentlichungen vergönnt sein!

Nachruf Ingeborg Breisacher

Für alle unfassbar ist unsere liebe langjährige Kollegin Ingeborg Breisacher, geborene Rentschler, am 29. Januar 2016 im Alter von nur 58 Jahren plötzlich verstorben.

Als junge Frau im Alter von 21 Jahren nahm Ingeborg Breisacher nach einer Lehre als Großhandelskauffrau am 2. Januar 1978 beim damaligen Referat Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landesdenkmalamts in Freiburg, unter der Leitung von Prof. Stopfel, als Verwaltungsangestellte ihre Tätigkeit für die Denkmalpflege auf. Im Laufe ihrer 38 Dienstjahre erlebte sie zahlreiche Vorgesetzte und so manche Höhen und Tiefen der Landesdenkmalpflege. Mit der Verwaltungsstrukturreform, die das Landesdenkmalamt und damit die Außenstelle Freiburg auflösten, wechselte Frau Breisacher am 1. Januar 2005 zum Regierungspräsidium Freiburg, wo die beiden Fachbereiche Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologische Denkmalpflege zu einem regionalen Denkmalreferat „Referat 26 – Denkmalpflege“ zusammengefasst wurden.

Nicht zuletzt ihr ist es zu verdanken, dass das Zusammenwachsen der beiden Fachbereiche einen guten Verlauf nahm, denn sie vollbrachte den Spagat, für beide Dienstsitze im Assistenzbereich zu arbeiten, vormittags bei der Bodendenkmalpflege und nachmittags bei der Bau- und Kunstdenkmalpflege. So trug sie maßgeblich im neuen Referat zur guten Kommunikation und zum guten Austausch bei, indem sie technische, organisatorische und Sachfragen zwischen den Fachbereichen kommunizierte. Wo sie helfen konnte, half sie. Ein Nein kam ihr nie über die Lippen, sie sorgte sich oft mehr um andere als um sich.

Seit 2009 übernahm sie als weitere Aufgabe die Vertretung im Vorzimmer des Abteilungspräsidenten der Abteilung 2 (Wirtschaft, Raumordnung, Bau-, Denkmal- und Gesundheitswesen). Diese enge Verzahnung des regionalen Fachrefe-

rats mit der Abteilungsleitung kam auch uns Kolleginnen und Kollegen zugute.

Mit der Neuorganisation der Denkmalpflege zum 1. Januar 2015 und der Zentralisierung der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart entschied sich Frau Breisacher, beim Regierungspräsidium Freiburg zu bleiben – ein erster Abschied, der nicht leicht fiel und eine große Lücke hinterließ. Ingeborg Breisacher war eine außergewöhnlich großzügige, engagierte und hilfsbereite Kollegin, die nie die erste Reihe suchte, sondern im Hintergrund große Arbeitsmengen virtuos bewältigte und dabei häufig ihre eigenen Bedürfnisse und Belange zurückstellte. Mit ihrer ausgleichenden, ruhigen und verbindlichen Art glättete sie manche Wogen. Mit großem Geschick half sie bei der Organisation und Durchführung von Veranstaltungen und Tagungen.

Als berufliche Weggefährten verlieren wir eine außergewöhnlich verlässliche und stets freundliche Kollegin. Wir freuen uns, ein Stück gemeinsamen Wegs mit ihr gegangen zu sein, und werden sie als besonderen Menschen in Erinnerung behalten.

Unser ganzes Mitgefühl gilt in dieser schweren Zeit ihrem Ehemann und ihren Kindern.

Dr. Andrea Bräuning

Nachruf Prof. Dr. Edward Sangmeister

Der letzte Vertreter der berühmten Marburger Schule lebt nicht mehr: Am 18. Januar 2016 ist Edward Sangmeister kurz vor seinem hundertsten Geburtstag verschieden – und damit ist eine entscheidende Phase der Urgeschichtsforschung abgeschlossen. Sangmeister wurde am 26. März 1916 in Ettlingen (Baden) geboren, 1926 zog seine Familie nach Marburg, das fortan sein Lebensmittelpunkt wurde. Als noch 17-Jähriger schloss er sein Abitur ab und im Herbst 1934 begann er nach einem halben Jahr Tätigkeit im Reichsarbeitsdienst sein Studium der Archäologie, besuchte auch das vorgeschichtliche Seminar und war sofort von der Lehre des Gero von Merhart angetan. Aus einer Preisarbeit der Fakultät über „Das Neolithikum im hessischen Kernland“ entstand dann seine Dissertation, mit der er wenige Tage vor Kriegsausbruch am 23. 09. 1939 promovierte. Der dritte Teil der Dissertation erschien 1951 nach einer Überarbeitung mit dem Titel: „Die Glockenbecherkultur und die Becherkulturen“. Die Einberufung unterbrach seine Pläne. Den Krieg erlebte Sangmeister zuerst in Norwegen, dann u. a. in Russland, wo er zweimal verletzt wurde. 1946 wurde er aus einem britischen Lazarett in Hamburg entlassen. Anschließend schlug er sich als Privatlehrer durch, studierte in der freien Zeit unablässig am Seminar in Marburg und bereitete seinen ersten grundlegenden Aufsatz über den „Charakter der bandkerami-

schen Siedlung“ vor. Als Wolfgang Dehn 1949 auf den Lehrstuhl in Marburg berufen wurde – von Merhart war Anfang 1942 vorzeitig pensioniert worden, erhielt aber 1946 erneut einen Lehrauftrag –, stellte er Sangmeister als Assistenten ein. Nach den unsicheren Zuständen an den Universitäten in Deutschland im und nach dem Kriege wurden die Forschung und Lehre in Marburg mit neuer Energie etabliert und viele Prähistoriker, die in den Jahren zuvor promoviert hatten, aber kaum im Beruf tätig werden konnten, übernahmen richtungweisende Forschungs- und Ausgrabungsprojekte. So wurde ab 1950 die Heuneburg unter Kurt Bittel systematisch untersucht und ab 1951 gehörte Sangmeister als Assistent von Dehn zur leitenden Forschergruppe. Im gleichen Jahr gründete Siegfried Junghans die Arbeitsgemeinschaft für Metallurgie des Altertums am Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, an der Sangmeister seit Anbeginn als kompetenter Experte mitarbeitete. Es folgten 1954 die Habilitation und anschließend seine Anstellung als Referent für Urgeschichte am Deutschen Archäologischen Institut in Madrid. Die zweijährige Tätigkeit in Spanien gehört wohl zu seiner fruchtbarsten Zeit und sie war auch wegweisend für seine weitere wissenschaftliche Ausrichtung. Er hat dort neue Ansätze für die Grabungsmethodik entwickelt, sich in die Keltenforschung eingearbeitet und vor allem der Glockenbecherforschung neue Impulse und eine neue Richtung gegeben. 1954 wurde er an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg berufen, zunächst als außerordentlicher Professor, 1958 wurde er zum ordentlichen Professor und Direktor des Instituts für Ur- und Frühgeschichte ernannt. Schon ein Jahr später war er Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät. Es folgten Jahre einer intensiven wissenschaftlichen Tätigkeit, in denen er sich vor allem mit den Methoden der Urgeschichtsforschung und mit der Auswertung der Metallanalysen, die mittlerweile durch die „Bohrreisen“ seiner zahlreichen Schüler zu einem europaweiten Forschungsvorhaben angewachsen war, beschäftigte.

Nach seiner Emeritierung 1981 führte er seine wissenschaftliche Tätigkeit fort, indem er sich wieder intensiv der Auswertung der SAM-Analysen widmete und mit großer Energie die Publikation der Ausgrabungen von Zambujal vorantrieb.

Sangmeister war ein großer Forscher und Lehrer. In jedem seiner Wirkungsfelder hat er Entscheidendes geschaffen. Geprägt durch seinen Doktorvater von Merhart war ihm methodisches Vorgehen immer ein vordringliches Anliegen. Stets war er bereit, neue Befunde unabhängig von Lehrmeinungen unvoreingenommen zu interpretieren. Die Diskussionen mit den Doktoranden hat er jeweils auf den entscheidenden Ausgangspunkt zurückgeführt. Immer wieder fragte er nach, bis Fakt





und Interpretation klar auseinandergelassen wurden. Berühmt war seine stetige Nachfrage: „Warum denn eigentlich nicht...?“, wenn man ihn unbewusst mit einer vorbesetzten Aussage konfrontierte. Seine Vorlesungen waren Zeugnis einer bemerkenswerten rhetorischen Begabung. Sie waren durchdacht und lagen fertig ausformuliert vor ihm und dennoch hat er sie – wie übrigens auch alle seine Vorträge – stets in freier Rede und sozusagen druckfertig gesprochen.

Das Reflektieren über die Entstehung eines Befundes und seine Interpretation bestimmten auch Sangmeisters Ausgrabungen. Es gab da keinen genormten Kanon einer Grabungstechnik, das Vorgehen war stets dem Objekt angepasst. Gelernt hat er als Student auf bandkeramischen Lössböden, auf der Iberischen Halbinsel hat er das stratigrafische Abdecken von Straten auf tellartig gewachsenen Siedlungen und in Zambujal das Freilegen von Trockensteinarchitektur eingeführt, indem er den Fundplatz nicht mit zerstörenden Schnitten durchzog, sondern sich auf das Abtragen des Versturzes beschränkte. Damit prägte er eine ganze Ausgräbergeneration.

Große Verdienste hat sich Sangmeister auch in der Landesarchäologie erworben. Er hat schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit in Freiburg zahlreiche Grabungen übernommen, worunter viele später von seinen Schülern in Dissertationen aufgearbeitet worden sind (wie die Gräberfelder von Mauenheim, Allensbach oder Jechtingen), andere (wie Magdalenenberg bei Villingen oder Schirndorf) sind in wichtigen DFG-Projekten fortgeführt worden. Sie waren für ihn auch Ausgangspunkt für richtungweisende Arbeiten, wie z. B. der viel diskutierte Aufsatz über die Trachtsitten der Hallstattzeit zeigt.

Forschung und Lehre im Elfenbeinturm waren ihm fremd. Er wollte wissenschaftliche Erkenntnisse nicht nur in seinen stets beachteten Vorträgen auch der interessierten Öffentlichkeit nahebringen, sondern er hat deshalb auch die Redaktion

der „Archäologischen Nachrichten aus Baden“ während 30 Jahren mit großem Engagement ausgeübt. Sangmeister hat ein vielfältiges Schrifttum hinterlassen, das sich vom frühen Neolithikum bis in die Latènezeit erstreckt. Alle Arbeiten haben grundlegende Spuren hinterlassen, indem sie stets neue Diskussionen herausforderten und jeweils neue Impulse in die Forschung brachten. Sein Methodenbewusstsein durchzog alle seine Arbeiten, es war auch Thema des bekannten Beitrages „Die Methoden der Urgeschichtswissenschaft“ oder seines spannenden aber kaum bekannten Aufsatzes von 1998 über „Das Nachdenken über eigenes Tun in der urgeschichtlichen Archäologie“. Sein großes Werk war aber die überaus beeindruckende Darstellung der Geschichte der Metallurgie in Europa, publiziert in den Studien zu den Anfängen der Metallurgie (SAMProf. Dr. Christian Strahlm, II 1–4, 1960–74), der er einen großen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet hat. Das Herausarbeiten und Veranschaulichen der Materialgruppen, das Nachzeichnen ihrer Entwicklung und ihrer Verflechtung mit den archäologischen Entitäten ist überzeugend und fordert immer wieder größte Achtung vor allem, wenn man bedenkt, dass er alle mathematisch-statistischen Grundlagen dazu ohne EDV noch „von Hand“ ausgewertet hat!

Das eigentliche Vermächtnis von Edward Sangmeister sind jedoch weniger das SAM-Projekt oder die Ausgrabungen von Zambujal, sondern es ist die Lehre, die er an seine Schüler weitergegeben hat. Er hat sie während des Erstellens ihrer Dissertationen durch sein beharrliches Nachfragen und durch die stetige methodische Begleitung zu einer sicheren wissenschaftlichen Vorgehensweise geführt und ihnen dieses auch mit auf den Weg gegeben. Als freundlich nachfragender Betreuer und inspirierender Wissenschaftler wird er uns, den Schülern, Mitarbeitern und Kollegen stets in Erinnerung bleiben.

Prof. Dr. Christian Strahlm

Abbildungsnachweis

Korrektur zu 4/2015, S. 191 Abb. oben rechts: Die Digitalisierung des Böblinger Risses erfolgte im Rahmen des Projektes Johann J. Böker, Anne-Christine Brehm, Julian Hanschke: Architektur der Gotik: Ulm und Donauraum. Ein Bestandskatalog der mittelalterlichen Architekturzeichnungen aus Ulm, Schwaben und dem Donaugebiet, Hrsg.: Johann Josef Böker, Anne-Christine Brehm, Julian Hanschke, Jean-Sebastian Sauve, 2011.

U1, U2ol RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S81 RPS-LAD; S82–84ul, S87o, S89u RPS-LAD, IGM; S84ur Stadt Fellbach, Peter D. Hartung; S85o RPS-LAD, OB; S85u–86 RPS-LAD, Martin Hahn; S87u, S89o RPS-LAD, BH; S88 RPS-LAD, Clemens Kieser; S90o, S93 RPS-LAD; S90u RPS-LAD, FP; S91 Stadtarchiv Stuttgart, B 7565; S92o Universitätsbibliothek Stuttgart, Beis_041. Beis_006_18a. Beis 010.15b; Universitätsbibliothek Stuttgart, Beis 030; S92u, S94u, S95 Aedis; S94o Friederike Groß; S96 RPS-LAD, Ulrike Plate /

FP; S97o, S99u RPS-LAD, IGM; S97u Archiv Grafschaftsmuseum Wertheim; S98ol Grafschaftsmuseum Wertheim; S98or Staatsarchiv Wertheim; S99o, S100o RPS-LAD, KF; S98u, S101ol Archiv RPS-LAD; S100u, S101u RPS-LAD, Judith Breuer; S101or RPS-LAD, FP; S102 Robert Fortuna, Archiv Nationalmuseum Dänemark; S103 aus: Hans Vredeman de Vries, Perspective, Leiden 1599ff, Tafel 23; S104, S106, S108 Frank Eger; S105 Kartierung Sara Larisch; S107o Frank Eger / IGM; S107u Carl Zeiss Industrielle Messtechnik GmbH; S109 RPS-LAD, IGM; S110–111ul, S112o, S113or–115 Wilhelm Glaser; S111ur Applus RTD Deutschland, Inspektionsgesellschaft mbH; S112u, S113ol Archiv Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Karlsruhe; S116–118o, S119–120 Ulrich Boeyng; S118u aus Georg Mehrtens, Der Deutsche Brückenbau im XIX. Jahrhundert, S.88; S121–123, S124u–125 RPS-LAD; S124o Zollern GmbH & Co. KG, Sigmaringendorf; S126o, S128 Markus Numberger; S126u, S127or Roigel-Gesellschaft; S127ol Kolorierte Tuschezeichnung im Besitz der Roigel-Gesell-

schaft; S129, S130o LEO-BW Onlineportal für Landeskunde Baden-Württemberg; S130m–133 Karin Läßle; S134 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg; S135–138 RPS-LAD, IGM; S139 Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher; S140o Carlo Schiliro/Martin Seeger; S140u Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg; S141o Stadt Schwetzingen, Schwert; S141m Materialprüfanstalt Stuttgart, Lehmann; S141u Materialprüfanstalt Stuttgart, Gruener; S142o, S143–144 RPS-LAD; S142m Konrad Theiss Verlag, Darmstadt; S142u Michael Imhof Verlag, Petersberg; S145 RPS-LAD, IGM; S146–148 privat.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Stuttgart, Sindelfingen, Fellbach, Schwäbisch Hall, Esslingen a. N., Mannheim, Ettlingen, Karlsruhe, Bauten der 1980er Jahre, S. 82ff.*
- ② *Stuttgart, Lusthausruine im Schlossgarten, S. 90ff; Gefallenen-denkmäler in Gymnasien, S. 135ff.*
- ③ *Wertheim, Grabmal in der Stiftskirche, S. 97ff.*
- ④ *Bruchsal, spätbarocke Giebelstuckaturen am Schloss, S. 110ff.*
- ⑤ *Unterreichenbach, Langenargen, Eisenbahnbrücken, S. 116ff.*
- ⑥ *Tübingen, Kegelbahn, S. 126ff.*
- ⑦ *Maulbronn, Kloster, S. 129ff.*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
ISSN 0342-0027

2/2016 45. Jahrgang

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:

nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg

Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz

Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 1 6591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.